

Alrun Rehr

Gottestypen

31 Portraits
aus Bibel und
Kirchengeschichte



↑↓ Sola-Gratia-Verlag

Alrun Rehr

Gottestypen

31 Portraits aus Bibel und Kirchengeschichte



Sola-Gratia-Verlag Berlin 2017

Verlags-Nr. 016-01-21

www.sola-gratia-verlag.de

Alrun Rehr: Gottestypen. 31 Portraits aus Bibel und Kirchengeschichte.

Sola-Gratia-Verlag Berlin 2017

Die Bibelzitate sind der Lutherbibel in der revidierten Fassung von 1984 entnommen.

Inhalt

Was sind Gottestypen?.....	<u>6</u>
Abel.	<u>7</u>
Aquila und Priska.....	<u>9</u>
Carpus, Papyrus und Agathonice.....	<u>12</u>
Charles Thomas Studd.....	<u>15</u>
Debora.	<u>18</u>
Dietrich Bonhoeffer.....	<u>20</u>
Dwight Lyman Moody.....	<u>23</u>
Emil Wacker.	<u>26</u>
Esther.....	<u>29</u>
Florence Nightingale.	<u>31</u>
Friedrich Lasius.....	<u>34</u>
Hudson Taylor.....	<u>37</u>
James Hannington.	<u>39</u>
Jan van Woerden.	<u>42</u>
Johannes der Täufer.....	<u>45</u>
Katharina von Bora.	<u>49</u>
Lars Olsen Skrefsrud.	<u>52</u>

Lea.	54
Lucia..	56
Maria Magdalena.	58
Markus.	60
Mathilda Wrede.	63
Matthias Claudius.	66
Micha Ben-Jimla.	70
Noah..	72
Paul Gerhardt.	74
Perpetua und Felicitas.	76
Rahab.	81
Reinhard Hedinger.	83
Simeon.	86
Zachäus.	88

Was sind Gottestypen?

Früher, als man noch mit der Schreibmaschine schrieb, wusste jeder, was Typen sind: Es handelte sich um spiegelverkehrte Metallbuchstaben, die an den Enden der Typenhebel saßen und mithilfe des Farbbands entsprechende Schriftzeichen aufs Papier druckten. Das Wort „Type“ kommt aus dem Griechischen: „Typos“ heißt „Abbild“ oder „Vorbild“.

Der Begriff hat auch für Menschen einen Sinn. Eine „Type“ ist ein Mensch mit besonderer, „typischer“ Prägung. Durch seine Gaben und Eigenarten prägt er dann seinerseits andere. In diesem Sinne ist der Buchtitel „Gottestypen“ gemeint: In kurzen Portraits werden Menschen vorgestellt, die einerseits von Gott besonders geprägt wurden und die dann ihrerseits anderen zum Vorbild wurden. Diese Portraits sind keine vollständigen Biografien, sondern Berichte von typischen Zeiten und Ereignissen aus dem Leben dieser Menschen, die anschaulich erzählt werden. Jedes Portrait beginnt mit einer fiktiven Szene aus dem Leben dieser Menschen.

Das Buch lädt Christen ein, sich mit solchen Typen aus den verschiedensten Zeitaltern zu beschäftigen und sie sich vielleicht zum Vorbild zu nehmen. Man kann das Buch dazu wie einen Roman in einem Rutsch lesen oder auch häppchenweise. Die beigefügten Bibeltexte, Gebete und Liedverse ermöglichen es, einen Monat lang täglich eine der kurzen Biografien als Hausandacht oder als geistlichen Impuls für die persönliche Stille Zeit zu lesen.

Abel

Das erste Mordopfer der Welt wurde zum Glaubensvorbild.

Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht... Durch den Glauben hat Abel Gott ein besseres Opfer dargebracht als Kain; deshalb wurde ihm bezeugt, dass er gerecht sei, da Gott selbst es über seinen Gaben bezeugte; und durch den Glauben redet er noch, obwohl er gestorben ist.... Aber ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen.

Hebräer 11,1.4.6a

Endlich Zeit für eine Pause! Abel machte es sich auf dem flachen großen Stein so gut es ging gemütlich. Im Morgengrauen war er aufgestanden und hatte sich um die Muttertiere mit ihren Lämmern gekümmert. Dann mussten etliche Schafe geschoren werden. Die Wolle hatte er zu seiner Mutter Eva gebracht. Und jetzt hatte er einen schönen Weideplatz für seine Herde gefunden. Das war keine leichte Arbeit gewesen, über hundert Schafe zu einem entlegenen Hügel zu führen. Er stützte sich auf einen Stock, um seinen schmerzenden Rücken zu entlasten. Dabei sah er in die Ferne. Er schaute gerne in die Richtung, von der er wusste, dass dort das Paradies lag. Seine Eltern erzählten oft davon, und Abel hörte gerne zu. Es muss dort wunderschön gewesen sein. Mit Gott dort spazieren zu gehen und zu reden... bei der Vorstellung wurde Abels Herz ganz weit. Manchmal glaubte er, ein Blinken in der untergehenden Sonne zu sehen, und überlegte, ob das von dem Schwert herrühren könnte, das der Engel in den Händen hielt, der den Eingang zum Garten Eden bewachte. Abel dehnte seinen Rücken und reckte sich. Er freute sich an jedem Tag über Gottes schöne Schöpfung. Er erkannte Gottes große Liebe darin. Das stärkte seinen Glauben. Während seiner Arbeit war er täglich viele Stunden alleine. Die nutzte er gern, um mit Gott zu reden. Dann fühlte er sich Gott nahe.

Abel, ein Vorbild des Glaubens? Unspektakulärer geht es nicht. Der zweite Sohn von Adam und Eva taucht nur am Rand auf, ist schnell tot und hat auf den ersten Blick nichts Großartiges vollbracht oder durchgestanden – außer

dass er von seinem Bruder Kain umgebracht wurde. Der Schreiber des Hebräerbriefes holt ihn aus der Brudermordkiste hervor und stellt ihn uns als Vorbild hin. Warum?

Beide Brüder glaubten an Gott und opferten ihm von den ersten und besten Erträgen am Anfang des Monats. Vielleicht hat Abel richtig geopfert, indem er dafür ein Tier nahm, und Kain hat etwas falsch gemacht, indem er Feldfrüchte darbrachte. Vielleicht hat Kain einfach nur geopfert, weil es sein musste, und Abel von Herzen. Fakt ist, dass Gott das Opfer von Abel annimmt und das von Kain nicht, nichts weiter. Aber dennoch so bedeutend, dass es tausende Jahre später von Jesus aufgegriffen wird und bis heute für uns in der Bibel steht. Die Bibel berichtet weiter, dass Kain zornig darüber wird, der Versuchung nachgibt und seinen Bruder aus Neid erschlägt. Keine rühmliche Geschichte.

Eine kleine Handlung aus dem Glauben heraus – so wie Abels Opfer – kann weit mehr Auswirkungen haben als das vorbildlichste Leben. Das kann ein Gebet sein, ein Dankeschön, eine Spende, ein Mithelfen im Reich Gottes, ein freundlicher Blick, eine Zeit mit Gott, ein Gottesdienst, ein Almosen, eine liebevolle Geste. Getan, weil du an Gott glaubst, aus dem Glauben heraus.

Wie Abel, der „nur“ ein Opfer gebracht hat und zum Glaubensvorbild wurde, kann es sein, dass das, was du aus dem Glauben an Jesus Christus tust – egal wie klein – Gott ehrt und für andere zum Vorbild wird. Dein Glaube redet!

GEBET: Herr, weil ich zu dir gehöre, möchte ich auch die unbedeutenden Dinge im Alltag aus der Verbundenheit mit dir heraus tun. Aus Dankbarkeit, aus Freude, aus Gehorsam und weil ich dich lieb habe. Gib deinen Segen dazu, dass mein Glaube redet.

Aquila und Priska

Gott machte das jüdische Ehepaar aus Pontus zu einem starken Mitarbeiter-Team unter den ersten Christen.

Paulus schrieb: *Grüßt die Priska und den Aquila, meine Mitarbeiter in Christus Jesus, die für mein Leben ihren Hals hingehalten haben, denen nicht allein ich danke, sondern alle Gemeinden unter den Heiden. Grüßt auch die Gemeinde in ihrem Hause.* Römer 16,3-5a

Aquila stand in der Werkstatt seiner Zeltmacherei. Er hatte gerade wieder einen neuen Auftrag bekommen. Was für eine Ehre! Der Heeresführer der römischen Legion forderte ihn auf, für alle Soldaten Militärgürtel anzufertigen. Da musste er sich ordentlich ins Zeug legen, um den hohen Ansprüchen gerecht zu werden. Wie gut, dass er dabei immer auf seine Frau Priska – oder, wie er sie manchmal liebevoll nannte, Priscilla – zählen konnte. Er freute sich, dass er neben Zelten und Haushaltsgegenständen auch mal etwas anderes herstellen konnte. Wenn man das römische Bürgerrecht besaß und dann noch einen wichtigen Beruf wie den des Zeltmachers ausübte, hatte man ein gutes Auskommen. Das erfüllte Aquila mit Zufriedenheit. Als er später Priska von den Gürteln erzählte, hatte sie gleich eine gute Idee: „Lass uns doch nach Zilizien fahren und das Ziegenhaar aus dieser Gegend kaufen. Das soll besonders widerstandsfähig sein. Beim Nähen werden uns dann zwar die Finger bluten, aber das sind wir schon gewohnt, nicht wahr?“ Voller Tatendrang sah sie ihren Mann an.

Aquila und Priska werden an sechs Stellen in der Bibel erwähnt, immer gemeinsam. Mal taucht zuerst sein Name auf, dann ihrer. Das zeugt davon, dass sie beide gleich geachtet und geliebt wurden. Sie lebten ein schönes Beispiel für eine christliche Ehe. Man kann davon ausgehen, dass sie keine Kinder hatten; Gott hatte andere Pläne für sie.

In der Synagoge in Rom gab es unter den Juden einen Aufruhr. Das Evangelium, das in die Synagoge kam, entzweite die Gläubigen. Weitreichende

Auseinandersetzungen waren die Folge, und Kaiser Claudius zog einen Schlusstrich darunter, indem er alle Juden, ganz gleich ob Christen oder Nichtchristen, aus Rom verbannte. Leidtragende waren auch Aquila und Priscilla. Sie hatten von Jesus Christus gehört, aber Christen waren sie nicht. Sie entschieden sich, nicht nur Rom, sondern auch Italien zu verlassen, und kamen als Asylanten nach Korinth in Griechenland. Das war hart. Doch das vom kaiserlichen Willen zugefügte Leid wurde unter Gottes Hand eine Quelle des Segens – für Priska und Aquila selbst, aber auch für eine Menge anderer Menschen.

Auch in Korinth wurden Zeltmacher benötigt. In Aquilas neu eröffnetem Geschäft sprach eines Tages ein fremder Jude vor, ebenfalls Zeltmacher. Sein Name: Paulus. Er bat um eine Anstellung. Aquila stellte ihn nicht nur ein, er nahm ihn auch in seinem Haus auf. Eine wunderbare Freundschaft begann. Aquila und Priscilla fanden in dem neuen Mitbewohner nicht nur einen gewissenhaften Arbeiter. Sie merkten, dass Paulus gerne betete und dass er in seinen Gebeten Jesus Christus ansprach. Auch erzählte er frei von dem, was Gott mit ihm vorhatte. Auf diese Weise erfuhren sie mehr vom Evangelium. Sie waren ergriffen von der Liebe Gottes, die sich in Christus offenbart hatte, und halfen Paulus von Herzen gerne bei der Gründung einer neuen Gemeinde. Sie traf sich anfangs in ihrem Haus. Eineinhalb Jahre tat Paulus seinen Dienst dort. Priska und Aquila erlebten mit, wie freudig sich die Christen mehrmals in der Woche versammelten und wie die Gemeinschaft und das Werk des Heiligen Geistes aufblühten.

Paulus erkannte ihre Begabung, ihre vorbehaltlose Liebe für Fremde sowie ihr großes Herz für die Christen und nahm sie deshalb als Mitarbeiter nach Ephesus mit. Sie siedelten also von Griechenland in die heutige Türkei um. Auch das war keine leichte Entscheidung. Sie fragten im Gebet: Was willst du, Herr, das wir tun sollen? Da erkannten sie offensichtlich: Jetzt ist unsere Zeit und unser Auftrag in Korinth vorbei, jetzt will der Herr uns an einem anderen Ort haben. Auch dort gründeten sie eine Gemeinde, die wiederum in ihrem Haus ihren Anfang nahm. Die Gemeinde wuchs stark. Später waren es so viele, dass alternative Versammlungsorte gefunden werden mussten. Aquila und Priska standen Paulus auch bei, als er verfolgt wurde und während

seines Gefängnisaufenthaltes. Sie brachten sich damit selbst in Gefahr. Nach drei Jahren zog Paulus weiter. Aquila und Priska blieben und arbeiteten weiter selbständig als Missionare. Da mussten sie sich bewähren. Aber sie ließen nicht nach in ihrer Hingabe ans Evangelium und dessen Verbreitung.

Eines Tages, als sie wieder in der Synagoge waren, hörten sie einem sehr guten Redner zu, der sich ganz offensichtlich in den Schriften des Alten Testaments auskannte. Dieser Mann hieß Apollos und kam aus Alexandrien in Ägypten. Er hatte noch nichts von der Taufe und dem Heiligen Geist gehört. Deshalb luden ihn Priska und Aquila anschließend zu sich nach Hause ein. Sie werden eine seelsorgerliche Begabung gehabt haben, denn danach erklärte Apollos sich bereit, bei ihnen zu wohnen – mit dem einzigen Zweck, noch genauer die Wege Gottes mit den Menschen ausgelegt zu bekommen.

Nach dem Tod des Kaisers Claudius im Jahr 54 kehrten sie nach Rom zurück. Dort wurde ihr Haus, wie schon vorher in Korinth und Ephesus, Versammlungsort einer Hausgemeinde. Aquila starb dort im Jahr 60, Priska einige Jahre später. Sie waren ihr Leben lang treue Mitarbeiter im Reich Gottes. Ihr Dienst wurde zum Segen für viele.

GEBET: Herr Gott, Vater im Himmel, du ordnest es so, dass zur richtigen Zeit die richtigen Menschen zusammentreffen, und lässt Gutes daraus entstehen. Tu dies auch in meinem Leben. Lass mich auch für jemanden der richtige Mensch zum richtigen Zeitpunkt sein. Ich möchte mich von dir führen lassen. Zeig mir deinen Willen für mein Leben. Ich bete für die, die mit mir unter einem Dach wohnen. Mach sie selig, Herr, und zeig ihnen, wie sehr du sie liebst. Schenke auch meiner Gemeinde Haus- und Bibelkreise und lass mich nicht zu träge sein, sie zu unterstützen. Unterweise mich mit deinem Wort, denn es zeigt mir den Weg zum ewigen Leben.

Carpus, Papyrus und Agathonice

Drei mutige Bekenner starben um 165 als Märtyrer.

Wacht, steht im Glauben, seid mutig und seid stark! 1. Korinther 16, 13

In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt starben im römischen Reich viele Märtyrer. Sie wurden in offiziellen Gerichtsverhandlungen verhört und verurteilt. Den Christen damals war es wichtig, nach vollzogener Hinrichtung die originalen Gerichtsprotokolle zu erhalten, um jedes Jahr wieder am Todestag daraus vorzulesen und so den Mut der Gläubigen zu stärken.

Hier folgen bearbeitete Auszüge aus den Akten über den Bischof Carpus und dessen Diakon Papyrus, zur Zeit des Kaisers Decius:

Der Bischof und sein Diakon Papyrus wurden vor Optimus, den Prokonsul gebracht. Carpus wurde zuerst verhört.

„Wie heißt du?“

„Mein wichtigster Name ist Christ. Mein weltlicher Name ist Carpus.“

„Dir ist der Erlass des Kaisers bekannt, der dich dazu verpflichtet, die Religion deines Staates anzunehmen. Also fordere ich dich auf, den Göttern zu opfern.“

„Ich bin Christ und bete Christus an. Er ist der Sohn Gottes und wurde Mensch, um uns zu erlösen.“

Optimus sagte zornig: „Rede keinen Unsinn und opfere den römischen Göttern.“

Carpus entgegnete lächelnd: „Ich will nichts von euren Göttern wissen.“

„Opfere, wie es der Kaiser befiehlt!“

„Die Lebenden opfern nicht den Toten.“

„Willst du etwa behaupten, dass die Götter tot sind?“

„Ja. Äußerlich sind sie den Menschen ähnlich, aber in Wirklichkeit sind sie ohne Leben. Sie sind keiner Beachtung wert. Sie sind überflüssig. Hunde und Vögel werden sie beschmutzen.“

„Halte keine Vorträge. Du sollst opfern.“

„Das kommt nicht in Frage. Ich habe noch nie irgendwelchen Götzen geopfert.“

„Denk an dich und dein Leben.“

„Darum weigere ich mich, zu opfern. Denn das ewige Leben ist mir wichtiger als alles andere.“

Es reichte dem Prokonsul. Er ließ Carpus an den Händen aufhängen und mit Eisenkrallen schlagen. Carpus aber blieb bei seiner Aussage. Er wurde weiter gefoltert, bis er vor Schmerzen nicht mehr in der Lage war zu sprechen. Der wie tot daliegende Bischof wurde aus dem Saal geschleppt. Jetzt war der Diakon an der Reihe.

Optimus fragte: „Stammst du aus einem adligen Geschlecht?“

„Nein, ich bin ein einfacher Bürger. Seit meiner Jugend diene ich dem dreieinigen Gott. Die römischen Götter verachte ich. Ich bin ein Christ. Was anderes gibt es nicht zu sagen.“

Der Prokonsul fackelte nicht lange. Papyrus wurde auf ein hölzernes Pferd mit Metallspitzen geschnallt. Langsam aber sicher bohrten sich die Spieße in sein Fleisch. Zusätzlich schlug man ihn mit eisernen Haken. Dreimal wechselten sich jeweils zwei Folterknechte dabei ab. Keine Schmerzensäußerung kam über die Lippen des Diakons.

Optimus: „Es macht mir keinen Spaß, dich zu quälen.“

Papyrus: „Ich fühle keine Qualen. Christus ist in mir, der mich stärkt.“

Weil auf diese Weise nichts zu erreichen war, ließ der Prokonsul beide Männer verbrennen. Mit einem stillen Gebet verstarb Papyrus. Bischof Carpus lächelte sogar.

Er wurde gefragt: „Warum lächelst du?“

„Ich sehe die Herrlichkeit des Herrn und freue mich.“

Dann betete er: „Ich danke dir, Herr Jesus Christus, dass du gnädig auf mich armen Sünder siehst.“

Außergewöhnlich war, dass unter den Menschen, die das alles mit ansahen, eine Frau mit Namen Agathonice ihre Stimme erhob. Sie rief: „Ich kann sehen, was Carpus sah. Diese Herrlichkeit an Gottes Tisch ist auch für mich vorbereitet.“ Optimus ließ sie zu sich holen.

„Was sagst du da?“

„Ich bin eine Christin und will in den Fußstapfen von Jesus gehen.“

Jemand aus der Menge mahnte: „Denk an deine Kinder!“

„Für meine Kinder wird Gott sorgen.“

Auch von Agathonice erwartete Optimus das Opfer für die römischen Götter. Er fragte sie: „Bist du nicht abgeschreckt durch das, was du gesehen hast?“ Aber Agathonice war bereit, für ihren Heiland zu leiden.

Auch sie wurde zum Scheiterhaufen gebracht. Als die Flammen sie erreichten, betete sie: „Herr, steh mir bei. Ich flüchte in deine Arme.“ Dann starb sie.

GEBET: Vater im Himmel, ich muss damit rechnen, dass es nicht einfach werden wird, dir in dieser Welt treu zu sein. Ich kann nicht durch die rosa Brille sehen und auf friedliche Zeiten hoffen. Damit täusche ich mich selber. Das Evangelium hat den Christen an keiner Stelle ein leichtes Leben versprochen. Schenk mir deinen Heiligen Geist, der in mir den Glauben stärkt und die Begeisterung für ein Leben mit dir weckt, damit ich dir an jedem neuen Tag folge.

Charles Thomas Studd

Der Spitzensportler (1860–1931) gab ein Luxusleben auf und wurde Missionar.

Christus spricht: Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.

Johannes 12,26

Charles riss die Arme hoch und stieß einen Siegeschrei aus. Auch dieses Spiel hatte er mit seiner Mannschaft gewonnen. Er strahlte, während er zu seinen Mitspielern rannte. Seit sechs Jahren spielte er in der Cricketmannschaft des Trinity-College in Cambridge und war mittlerweile ihr Kapitän geworden.

Mit den Jahren entwickelte sich Charles zu einem Spitzensportler, der zudem aus reichem Haus kam. Als überragender Schlagmann der englischen Nationalmannschaft wurde er zum Nationalhelden. Die Zukunft war gesichert. Ruhm und Ehre als Sportler erwarteten ihn – Charles hatte für sein Leben ausgesorgt.

Doch es kam anders.

Charles war Christ und las gern in der Bibel. Da er sich aber intensiv dem Sport widmete, blieb ihm für das Bibelstudium und Beten wenig Zeit. Als sein jüngerer Bruder schwer krank wurde und im Sterben lag, fragte er sich: „Was ist eigentlich all der Kricketruhm wert? Was hilft der Reichtum, wenn das Leben am seidenen Faden hängt?“ Er betete: „Herr, alles, was ich bin und habe, gehört dir. Ich will nur noch für dich leben!“

Charles beendete seine Sportlerkarriere und fragte: „Was willst du, Herr, das ich tun soll?“ Monatelang war er sich unsicher. Er bemühte sich verzweifelt, Gottes Willen heraus zu finden.

In dieser schwierigen Lebensphase fiel ihm ein Traktat eines Atheisten in die Hände. Darin stand: „Wenn ich so fest an Gott glauben würde, wie Christen

es von sich behaupten, und sicher wäre, dass Christsein ewiges Leben schenkt, würde die Religion mir alles bedeuten. Ich würde alles Weltliche für unwichtig und alle meine Gefühle als überflüssig ansehen. Gott wäre mein erster Gedanke, wenn ich erwache, und würde mich als Letztes beschäftigen, bevor ich einschlafe. Meine Gedanken wären nur auf die Ewigkeit gerichtet. Nur eine einzige Seele für den Himmel zu gewinnen, wäre mir wichtiger als alles andere. Ich ginge in die Welt und predigte, ob es passt oder nicht.“

Dies traf Charles sehr, und er betete weiter um Gottes Führung für sein Leben. Einige Zeit später hörte er einen Vortrag über die China-Mission. Ab da wusste er, wo seine Zukunft lag. Sein Leben hatte Sinn und Ziel gefunden. 28 Tage nach seinem Entschluss reiste er ab. Nach ein paar Wochen schrieb er aus China an seine Mutter: „Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr mich der Herr segnet. Ich lerne Jesus Christus täglich mehr kennen. Wie hat sich mein Leben verändert! Kriquet und Tennis sind nichts gegen diese überwältigende Freude. Ich kann jetzt auch die Armen viel besser verstehen. Meine Abscheu vor dem Luxusleben, das ich bisher geführt habe, ist gewachsen. Ich habe so viel anzuziehen, während Tausende verhungern und vor Kälte zugrunde gehen. Verkauft alles. Ich brauche das Geld hier.“

An Freunde schrieb er: „Seit ich in China bin, weiß ich sicherer denn je, warum viele Christen so kalt sind. Sie weigern sich zu tun, was der Apostel Paulus empfiehlt: ‚Freut euch in dem Herrn allewege!‘ Ich bin sicher, dass uns der Teufel von dieser Freude an Jesus abhalten will, ganz besonders hier in China. Ich begreife jetzt mehr denn je, dass die Freude am Herrn unsere Stärke ist.“

Nach etlichen Jahren besuchte Charles die Stadt Liverpool. Dort las er einen Anschlag: „Kannibalen brauchen Missionare“. Er ging zu dem entsprechenden Vortrag und erfuhr dort von den vielfältigen Problemen bei der Mission in Afrika. Er spürte, wie Gott ihn rief, dorthin zu gehen.

Es dauerte noch vier Jahre, bis Charles mit einigen Medizin- und Theologiestudenten nach Afrika segelte. Dort gab es viele Schwierigkeiten. Neben den Gefahren vonseiten der einheimischen Kannibalen mussten sie gegen Unmoral und Zauberei kämpfen.

Es gab auch gesundheitliche Probleme. Bei einem Malariaanfall wäre Charles beinahe ums Leben gekommen. Während der Genesungszeit schrieb er nach Hause: „Wir staunen, was Gott trotz uns erreicht hat... Er braucht, wen er will, und hat dabei eine Vorliebe für die Einfältigen, die Schwachen und die Nobodys.“

Innerhalb von zwei Jahren erschloss Charles missionarisch das Innere Afrikas. Viele Missionare folgten ihm dort hin.

Dort starb er auch nach einem erfüllten Leben am 16. Juli 1931. Bei seiner Beerdigung standen ehrfurchtsvoll über 1500 Afrikaner an seinem Grab, darunter auch viele Häuptlinge, und gaben ihm die letzte Ehre.

GEBET: Herr, du zeigst mir durch das Leben von Charles Thomas Studd, was du durch einen Menschen, der dir von ganzem Herzen dient, erreichen kannst. Bitte lass auch mich dein Werkzeug sein. Ich danke dir, dass du die Schwachen und Unbedeutenden nicht verachtetest, sondern berufst, wer nach deinem Herzen ist, und ihm dann alles gibst, was er braucht, um zu tun, womit du ihn beauftragt hast. Deshalb bitte ich dich in Demut: Zeig mir deinen Willen für mein Leben und mach daraus, was dir gefällt.

P. S.: Als Charles' Vater starb, erbte der Sohn ein stattliches Vermögen. Er spendete alles an das Missionswerk, das er gegründet hatte. Daraus erwuchs eine große weltweite Missionsarbeit. Heute arbeiten mehr als 1000 Mitarbeiter in über 70 Ländern in diesem Missionswerk und verkündigen die frohe Botschaft von Jesus Christus.

Debora

Die Prophetin trug im zweiten Jahrtausend vor Christus Regierungsverantwortung.

Zu der Zeit war Richterin in Israel die Prophetin Debora, die Frau Lappidots... Sie sprach zu Barak: Auf! Das ist der Tag, an dem dir der Herr den Sisera in deine Hand gegeben hat... Und Siseras ganzes Heer fiel durch die Schärfe des Schwerts, sodass auch nicht einer übrig blieb. Debora sang: So sollen umkommen, Herr, alle deine Feinde! Die ihn aber liebhaben, sollen sein, wie die Sonne aufgeht in ihrer Pracht! Und das Land hatte Ruhe vierzig Jahre.

Richter 4,4.14a.16b; 5,31

Wenn die Israeliten sich vom Herrn abkehrten und heidnischen Göttern folgten, ließ Gott zu, dass sie von fremden Völkern unterdrückt wurden. Er tat es, bis ihre Qual so heftig wurde, dass sie ihr Verhalten bereuten, zu ihm zurückkehrten und um Hilfe beteten. Dann setzte Gott einen Richter ein, der das Volk befreite und dafür sorgte, dass es Gott die Treue hielt.

Eine dieser Führungspersönlichkeiten war Debora. Zu ihrer Zeit wurde Israel vom kanaanäischen König Jabin unterdrückt. Sein militärischer Führer hieß Sisera; er hatte das Kommando über 900 eiserne Streitwagen. Die Israeliten erkannten das mit Entsetzen und schrien zum Herrn. Sie hatten keine Erfahrung in der Nutzung von Eisen und waren daher eindeutig im Nachteil. Dennoch rief Debora Israels Soldaten zum Kampf auf, denn Gott hatte ihr den Auftrag dazu gegeben. Ihr eigener Feldherr Barak erklärte sich nur unter der Voraussetzung zu diesem Kampf bereit, dass sie selber mit in den Kampf zöge. Das tat Debora ohne Bedenken. Sie war so geachtet, dass sich daraufhin 10.000 Mann der sonst zögerlichen Israeliten bereit erklärten zu kämpfen.

Um zum Schlachtfeld zu gelangen, mussten die Kanaanäer ihre Streitwagen zerlegen und sie dann in der Ebene wieder zusammenbauen. Der heftige Regen, den Gott schickte, erschwerte dies und durchweichte den Boden so sehr, dass die Wagen im Morast steckenblieben. Als die Kanaanäer sahen, wie

die Israeliten vom Berg Tabor mit gezückten Waffen auf sie zukamen, konnten sie nur versuchen, zu Fuß zu fliehen. Aber Gott ließ keinen von ihnen entkommen.

Debora war eine verheiratete und geachtete Frau. Gott hatte sie auch zur Prophetin bestimmt, um seinem Volk seinen Willen mitzuteilen. Ihre Stimme teilte dem Volk Israel Gottes Wort mit. Als Richterin hatte sie die politische, juristische, geistliche und militärische Führung inne, und so regierte sie. Das war damals üblich, weil es noch keine Könige in Israel gab, die herrschten.

Dass der Name von Deboras Ehemann erwähnt wird, deutet auf eine gute und stabile Ehe hin. So konnte sie zwei Aufgaben im Sinne Gottes erfüllen: Als Lappidots Ehefrau dem Hausstand vorzustehen und gleichzeitig ihr Volk zu leiten. Sie führte das Leben einer gottesfürchtigen und herausragenden Frau, deren Ruf ihrem Mann in der Gesellschaft großes Ansehen verschaffte.

Deboras Stärke wurzelte in einer engen Beziehung zu Gott. Sie war sich sicher, dass Gott sie benutzen wollte, um sein Volk zu führen. Sie vereinte eine ungewöhnliche Kombination von Wesenszügen in sich. Sie war selbstbewusst und entschlossen, aber auch bescheiden. Sie war bereit, anderen Menschen Aufgaben und Verantwortung zu übertragen und sich dabei selbst mit einzubinden. Wegen dieser Eigenschaften ist sie ein zeitloses Vorbild.

GEBET: Herr, ich danke dir für Debora und für ihr Mut machendes Vorbild. Ich will offen sein für deine Stimme und auf dich hören. Lass mich bereit sein, deinem Ruf und Willen Folge zu leisten. Ich breite mein Leben vor dir aus und bitte dich: Mach daraus, was dir gefällt – in Jesu Namen.

P. S.: Debora bedeutet „Biene“. Rabbiner haben später aus diesem Namen ein Wortspiel entwickelt und nannten sie „Hornisse“, weil sie sich über die besondere Stellung dieser Frau ärgerten und sie lächerlich machen wollten. An Debora sehen wir: Gott beruft nicht die Fähigen, sondern er befähigt die Berufenen. Dabei spielt es keine Rolle, ob dieser Auftrag darin besteht, Kinder zu versorgen und zu erziehen oder Staatsgeschäfte zu lenken. Gott gibt, was erforderlich ist, wenn er einen Auftrag erteilt.

Dietrich Bonhoeffer

Der Theologe (1906–1945) wurde zu einem Widerstandskämpfer und Opfer des Nationalsozialismus.

Die Güte des Herrn ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß.

Klagelieder Jeremias 3,22-23

Pastor Dietrich Bonhoeffer geht die langen Flure des Krankenhauses entlang und zieht vor Beklemmung die Schultern zusammen. Wieso sieht es in Krankenhäusern immer kalt und abweisend aus? Neben dem Geruch, einem Gemisch aus Desinfektionsmittel, Urin und ausgestandenen Ängsten, hinterlassen die Bilder an den Wänden einen Hauch von Schwermut: alte Operationssäle und Organe, befallen von seltenen Krankheiten, zieren die Stationen auf groteske Weise. Er biegt um die Ecke zur Augenstation, und sein Gesicht erhellt sich. Am Ende des Ganges steht Maria und sieht aus dem Fenster. Er geht lächelnd auf sie zu. Sie erkennt seinen Schritt und dreht sich um. Sie mögen sich sehr und reichen sich voller Freude die Hände. Sie ist die Enkelin einer Freundin der Familie, die er heute nach der Operation besuchen möchte. Sie sehen sich häufig in der Klinik. Nach der Entlassung der Großmutter kommen sie sich seltsamerweise in der Gaststätte von Hitlers Bruder näher. Dort finden sie Gelegenheit zum Reden.

Marias Mutter ist gegen diese Verbindung. Dafür hat sie gute Gründe: Bonhoeffer ist 18 Jahre älter als Maria, die nach Ansicht der Mutter sowieso zu jung zum Heiraten ist. Außerdem steht er auf der Abschussliste der Gestapo (Geheime Staatspolizei), denn er ist nicht regimegetreu und gehört der Bekennenden Kirche an; die ist der Regierung ein Dorn im Auge. Damit bringt er auch Maria in Gefahr. Nach einem Gespräch zwischen Dietrich und der Mutter, schreibt Maria in ihr Tagebuch: „Dass er auf Mutter einen gewissen Eindruck gemacht hat, ist ja klar. Es kann ja gar nicht anders sein. Das Überwältigende ist und bleibt, dass er mich wirklich heiraten will; ich kann es ja noch immer nicht verstehen, dass das möglich ist.“ Die Mutter

verlangt ein Jahr Trennung, in dem sich Maria über ihre Gefühle klar werden soll. Dietrich wagt nicht, dagegen zu argumentieren, denn es ist noch nicht lange her, dass die Mutter Ehemann und Sohn im Krieg verloren hat. Er will sie keinem weiteren Leid aussetzen.

In einem Brief schreibt Maria: „Lieber Herr Pastor Bonhoeffer!... Ich kann Ihnen heute ein von ganzem und frohen Herzen kommendes Ja sagen. Sie müssen jetzt bitte meine Mutter verstehen, wenn sie die uns auferlegte Wartezeit nicht aufheben will.“ Dieser Brief wird als Verlobungsbrief angesehen. Es ist der 13. Januar 1943. In Bonhoeffers Antwortbrief schlägt sein Glück Purzelbäume: „Ich spüre und bin überwältigt von dem Bewusstsein, dass mir ein Geschenk ohnegleichen zugefallen ist – ich habe es nach all dem Verwirrenden der letzten Wochen nicht mehr zu hoffen gewagt.“

Am 5. April 1943 wird Bonhoeffer verhaftet. „Wehrkraftzersetzung“ heißt die Anschuldigung. So nannten die Nationalsozialisten alle kritischen Äußerungen, die sich auf deutsche Militäreinsätze bezogen. Dies wurde mit dem Tod oder mit der Inhaftierung in ein Konzentrationslager bestraft. Freundliche Wärter sorgen für Lektüre, Papier und Stifte. Sie ermöglichen auch Gelegenheiten für Gespräche. Die Beamten sind beeindruckt von dem Glauben und der Zuversicht, die Dietrich auf andere überträgt. Auch als er in ein anderes Gefängnis verlegt und später KZ-Häftling in Buchenwald wird, berichten die Menschen davon, dass er eine stille Freude ausstrahlt.

Die Haftbedingungen ändern sich allerdings radikal nach dem missglückten Attentatsversuch auf Hitler am 20. Juli 1944. Erst jetzt ist es der Gestapo gelungen, Bonhoeffers aktive Beteiligung an der Widerstandsbewegung aufzudecken. Weil die Amerikaner immer weiter heranrücken, wird Dietrich Bonhoeffer in immer andere Gefängnisse verlegt. Am 9. April 1945 wird er am frühen Morgen im KZ Flossenbürg „durch den Strang“ hingerichtet, wenige Tage vor der Befreiung durch die Alliierten.

Das Gedicht, das Dietrich Bonhoeffer an einsamen Abenden während der Haft verfasste und am 19. Dezember einem Brief an seine Verlobte beilegte, hat später einen großen Bekanntheitsgrad erlangt. Es wurde mehrfach vertont und wird seitdem häufig gesungen. Es heißt darin unter anderem: „Von guten

Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag... Und reichst du uns den schweren Kelch, den bitteren, des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus deiner guten und geliebten Hand.“

Dieses Gedicht ist ein Gebet, geschrieben in einer ausweglosen Situation. Bonhoeffers Bruder und zwei Schwäger waren ebenfalls inhaftiert, ein weiterer Bruder war gefallen, seine Zwillingsschwester war mit ihrem jüdischen Mann ins Ausland gegangen. Der Text spiegelt die Gefühlslage des Gefangenen ergreifend wider. Bonhoeffer schöpft Kraft aus seinem Glauben, er sucht Halt und Trost im Gebet. Was ihn nicht verzweifeln lässt, ist sein Vertrauen auf die guten Mächte, die ihm Geborgenheit schenken. Was Gott auch für ihn vorsieht, er wird es annehmen. Er vertraut sein Leben Gott an, den er als guten, gnädigen Gott kennt.

Am Anfang dieses Briefes hatte Bonhoeffer geschrieben: „So habe ich mich noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt. Du und die Eltern, ... ihr seid mir immer ganz gegenwärtig... Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heißt: ‚zweie, die mich decken, zweie, die mich wecken‘, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsenen heute nicht weniger brauchen als die Kinder.“

Ein weiteres wichtiges Vermächtnis Bonhoeffers ist das Schuldbekenntnis für das Versagen der Bekennenden Kirche während der Judenverfolgung. Hier einige Auszüge:

„Ich bin schuldig des feigen Verstummens, wo ich hätte reden sollen, ich bin schuldig der Heuchelei und der Unwahrhaftigkeit angesichts der Gewalt, ich bin schuldig der Unbarmherzigkeit und der Verleugnung der Ärmsten meiner Brüder, ich bin schuldig der Untreue und des Abfalls von Christus... Die Kirche bekennt, ihre Verkündigung von dem einen Gott, der sich in Jesus Christus für alle Zeiten offenbart hat und der keine anderen Götter neben sich leidet, nicht offen und deutlich genug ausgerichtet zu haben... Sie war stumm, wo sie hätte schreien müssen, weil das Blut der Unschuldigen zum Himmel schrie... Die Kirche bekennt, die willkürliche Anwendung brutaler Gewalt, das

leibliche und seelische Leiden unzähliger Unschuldiger, Unterdrückung, Hass und Mord gesehen zu haben, ohne ihre Stimme für sie zu erheben, ohne Wege gefunden zu haben, ihnen zu Hilfe zu eilen. Sie ist schuldig geworden am Leben der schwächsten und wehrlosesten Brüder Jesu Christi... Durch ihr eigenes Verstummen ist die Kirche schuldig geworden an dem Verlust an verantwortlichem Handeln, an Tapferkeit des Einstehens und der Bereitschaft, für das als recht Erkannte zu leiden.“

GEBET: Herr, allmächtiger Vater, ich komme zu dir mit meinem Versagen und meiner Schuld. Ich habe mich selber mehr geliebt als dich und versagt in dem, was du von mir erwartet hast. Hilf mir, nie zu verstummen oder vorbeizugehen, wenn ich sehe, dass Unrecht an meinen Mitmenschen geschieht. Lass mich auch dann treu und mutig zu dir stehen, wenn von mir erwartet wird, dich, den dreieinigen Gott, zu verleugnen. Gib mir deines Geistes Kraft und stärke meinen Glauben. Durch Jesus Christus, meinen Heiland.

Dwight Lyman Moody

Der amerikanische Schuhhändler und Missionar (1837–1899) wurde von seinem Sohn schwer enttäuscht.

Jesus sprach zu seinen Jüngern: Lasst die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solchen gehört das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.

Markus 10,14–15

Dwight stand vor seinem Schreibtisch und hielt einen Brief seines Sohnes Will in den Händen. Er schob sich die Brille zurecht. Fassungslos las er die Zeilen. Will war 17 Jahre alt und rebellierte gegen das, was seinem Vater am wichtigsten in der Welt war: der Glaube an Jesus Christus. Dwight seufzte tief auf. Seine Gedanken gingen weit zurück. Er selber war früher ein junger Mann gewesen, der keinen Zeitvertreib und keine Schlägerei ausließ. „Christ kann ich immer noch werden, erst will ich das Leben genießen.“, so hatte er damals gedacht. Später wurde er ein erfolgreicher Schuhhändler in Chicago,

der schnell reich wurde, weil er sein Geld gegen hohe Zinsen verlieh. Aber dann veränderte sich sein Leben durch einige Predigten, die er gehört hatte. Dwight lernte, dass Jesus Christus die Sünder liebt. Er ging auf die Straße, sammelte alle Kinder, denen er dort begegnete, und brachte sie in die Sonntagsschule. Er holte sie immer wieder, und es wurden immer mehr. Er erwarb einen alten Güterwagen und begann mit einer Missions-Sonntagsschule. Ein Junge sagte einmal: „Ich komme so gerne hierher. Die Leute hier haben uns lieb.“

Dwight schüttelte den Kopf, als wolle er seine Gedanken vertreiben. Jetzt war es wichtig, die richtigen Worte für Will zu finden. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb:

„Lieber Will! Dein Brief liegt vor mir, und ich bin dankbar, dass du mir von deinen Gedanken berichtest. Das ist besser, als wenn du vor uns Eltern ein Geheimnis daraus machst. Es ist schade, dass du kein Interesse hast, Jesus Christus nachzufolgen. Er hat so viel für uns getan! Nicht nur, dass er uns alles vergibt, was uns von Gott trennt, nein, er versorgt uns mit allem, was wir im täglichen Leben brauchen und schenkt uns jeden Tag Freude! Du bist ein kräftiger junger Mann und bist in der Lage, anderen Gutes zu tun. Stattdessen wendest du dich gegen den besten Freund, den du haben kannst. Ich begreife deine Gründe dafür nicht. Vielleicht ist es meine Schuld. Vielleicht hätte ich mehr mit dir reden sollen. Über Alltägliches und auch über den Glauben. Denn Gott ist in Beidem zu finden. Vielleicht würdest du dich dann nicht abwenden von dem, der in deinem und meinem Herzen wohnen will. Ich habe gemerkt, dass du dich geändert hast, und ich mache mir Sorgen. Aber ich habe dich nicht angesprochen, weil ich befürchtete, dass deine Ablehnung immer größer werden könnte. Sollte ich dich jemals verletzt oder mich falsch verhalten haben, bitte ich dich um Vergebung. Es fällt mir schwer, den Kindern in der Sonntagsschule von Gottes Liebe in Jesus Christus zu erzählen und dabei zu wissen, dass mein eigener Sohn nicht an das Evangelium glaubt. Lieber Will, ist es so, dass ich meine Liebe und Fürsorge als Vater nicht genügend wahrgenommen habe, dann wäre ich lieber tot als lebendig. Es war mir immer wichtig, neben der christlichen Erziehung, euch allen, die ich lieb habe, ein schönes Leben möglich und euch glücklich zu machen. Als die

Missions-Sonntagsschule startete, hoffte ich, dass die Arbeit dort unsere ganze Familie begeistern und uns schöne Kontakte in unserer Stadt schenken würde. Aber du hast einen regelrechten Groll in dir. Gegen Gott und gegen die Menschen, die er liebt und denen wir in der Sonntagsschule begegnen. Das bringt uns, Vater und Sohn, auseinander. Wenn uns das nicht verbindet, dann haben wir nicht mehr viel Gemeinsames. Falls du dir ein Leben ohne Gott aussuchst, wirst du keine Zufriedenheit finden. Die Menschen und das Leben werden dich enttäuschen, und keiner wird da sein, um diese Lasten mit dir zu tragen. Ich merke, dass du schon seit vielen Monaten unglücklich und unzufrieden bist. Das zu sehen, hat uns Eltern leid getan. Hoffentlich ist da keine Sünde, die sich zwischen dich und deinen Heiland stellt. Ich bete zu Gott, dass er dir die Augen öffnet und dich unterstützt, wenn es darum geht, vor deinem Vater im Himmel auszusprechen, was dich von ihm fern hält. Jesus Christus steht dann neben dir und wird seinem Vater sagen: ‚Auch für Will bin ich am Kreuz gestorben. Er kommt mit ins Paradies.‘ Dann wird Gott dich in seine Arme nehmen. Zum Schluss, lieber Will, sollst du wissen, dass ich dich sehr lieb habe. Dein Vater.“

Dwight hörte nicht auf, für seine Kinder und die Kinder der Sonntagsschule zu beten. Nach einigen Jahren erlebte er die große Freude, dass Will erkannte: Christus liebt die Sünder! Genau wie sein Vater begann er, als Jünger Jesu zu leben.

LIEDVERS:

Wenn ein Schaf verloren ist, suchet es der treue Hirte. Jesus, der uns nie vergisst, suchet treulich das Verirrte, dass es nicht verderben kann. Jesus nimmt die Sünder an.

Ich Betrübter komme hier und bekenne meine Sünden. Lass, mein Heiland, mich bei dir Gnade zur Vergebung finden, dass dies Wort mich trösten kann: Jesus nimmt die Sünder an.

Jesus nimmt die Sünder an; mich hat er auch angenommen und den Himmel aufgetan, dass ich selig zu ihm kommen und auf den Trost sterben kann: Jesus nimmt die Sünder an.

Emil Wacker

Der Seelsorger (1839–1913) lernte erst Gott und dann die Menschen lieben.

Es soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll gerettet werden.
Joel 3,5; Apostelgeschichte 2,21; Römer 10,13

„Das ist der letzte Winter während meines Studiums.“ Emil stand am Fenster und sah auf die schneebedeckten Gehsteige der Stadt Ladelund in Schleswig Holstein. Er rieb sich die Arme und pustete in seine Hände. Draußen war noch nicht einmal der Gefrierpunkt erreicht. Aber die Nähe der beiden Meere brachte dem Ort heftige Winde, die die Kälte auch drinnen spürbar werden ließen. Er drehte sich zu seinem Freund um, dem Pastor von Ladelund. „Du glaubst nicht, wie sehr ich mich auf die Arbeit als Pastor und Seelsorger freue. Wenn die Menschen wirklich bereit sind, mir zuzuhören, dann bin ich fähig, alle von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen. Ich werde ihnen das Evangelium direkt ins Herz predigen. Es geht nicht anders, als dass sich jeder der frohen Botschaft von Jesus Christus öffnet.“ Begeistert sah Emil den Ladelunder Pastor an. Der nickte zustimmend und lachte: „Wehe, wenn du losgelassen wirst!“

Doch es kam anders. Im Jahr 1866 legte Emil Wacker sein zweites Examen ab und begab sich mit großer Freude an die Arbeit. Was ihm besonders am Herzen lag, waren die Konfirmanden. Aber im Umgang mit ihnen taten sich Widerstände auf. Emil stieß an seine Grenzen: Kaum einer von ihnen ließ sich von ihm zu einem lebendigen persönlichen Glauben führen. Die gleiche Erfahrung machte er auch mit anderen Gemeindegliedern: Den Gottesdienst zu besuchen war in Ordnung, aber echte Sündenerkenntnis und wahre Reue waren unerwünscht. Das rüttelte Emil wach, und er begann, sich intensiver mit dem Wirken des Heiligen Geistes zu beschäftigen. Mehr und mehr wurde ihm klar, dass der Glaube ein Wunder ist, das nur Gottes Heiliger Geist wirken kann. In dieser Zeit wurde ihm die Wichtigkeit der Sakramente immer

deutlicher. In Taufe, Abendmahl und Beichte wirkt der Herr allein, ohne menschliches Zutun. Emil erkannte dabei seine eigenen Fehler.

Früher war er ein leidenschaftlicher Kämpfer in Glaubensfragen gewesen. Er forderte strikten Gehorsam gegen Gottes Wort. Vielen erschien das als Rechthaberei und Herrschsucht. Emil veränderte sich auf schmerzhaftem Weg und durch etliche Kämpfe, die er mit seinem Heiland austrug, zu jemandem, der zwar immer noch im Gewissen an die Bibel, Gottes wahres Wort, gebunden war, der aber dabei den Menschen demütig und aufmerksam entgegenging. Er merkte: Ich kann die Menschen doch nicht anders machen, auch mich selbst nicht; das kann nur der Heilige Geist. Emil Wacker hatte Respekt vor der Persönlichkeit der Menschen, mit denen er in der Seelsorge zu tun hatte. Er bemühte sich, sie zu lieben und sie anzunehmen – mit allem Ballast, den sie mit sich trugen und in der Seelsorge bei ihm abladen.

Später bildete er Laienprediger und Diakonissen aus. Einer von ihnen berichtete: „Pastor Wacker kam uns sehr freundlich entgegen, wie ein ganz einfacher Mensch. Da war keine pastorale Herablassung zu uns. Bei anderen Pastoren taute man nicht auf, es war eine unsichtbare Kluft. Aber hier war einfach Natürlichkeit. Pastor Wacker ging mit größtem Interesse auf alles ein. Hier war einer, dem in eigener Erfahrung die innersten Zweifel eines traurigen Gewissens bekannt waren, der auf alles mit Verständnis einging und der dabei den vollen Trost des Evangeliums brachte.“

Im Juni 1869 machte der Seelsorger einen Besuch bei einer Dame seiner Gemeinde. Auf deren Gut war gerade ihre Nichte zu Besuch. Emil empfand schon beim ersten Aufeinandertreffen Zuneigung zu Marie Petronella. Als er im August von ihrer Abreise hörte, stieg er kurz entschlossen in den Zug, der sie nach Hause zu den Eltern bringen sollte, und erklärte ihr seine Liebe. So kamen sie schließlich als Verlobte auf dem Gut ihrer Eltern an. Dort fand dann am 22. April 1870 die Hochzeit statt.

Marie gab ihrem lebhaften und temperamentvollen Mann Ruhe und Halt und spendete ihm mit ihrem schlichten, einfältigen Glauben Trost, wenn Emil unter Glaubensanfechtungen litt. Sie las mit ihrem Mann die Heilszusagen der Bibel, die Gott seinen Kindern in Wort und Sakrament schenkt. Emils Lieb-

lingswort aus der Heiligen Schrift war: „Es soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll gerettet werden.“ Die Abkehr von allem Grübeln und Zweifeln und die Hinkehr zur Bibel, die eine Kraft Gottes ist – das war das Bestimmende in Emils Leben. Daher bedeutete ihm auch das Heilige Abendmahl sehr viel. Gern empfing er es jeden Sonntag.

Der Weg für das junge Ehepaar war zunächst schwer, da mehrere Kinder starben. In dieser Zeit wurde Emil Wacker in die Arbeit der Diakonie berufen. Er nahm die Berufung an. Am 9. August 1876 wurde er in sein neues Amt als Diakonierektor eingeführt.

Wenige Tage danach wurde seine Tochter Margarethe geboren. Vier weitere Kinder kamen noch dazu. Es entfaltete sich ein reiches Familienleben mit gemeinsamem Musizieren: vierstimmiger Gesang, Klaviermusik und Geigenspiel. Ein Abend in der Woche war zum Vorlesen da. Jedes Thema war recht: Geschichten, Berichte aus der Politik, Aktuelles aus der Kirche, Märchen und Gedichte wurden vorgelesen und anschließend diskutiert. Emil fand während des Gesprächs immer den Weg zum Thema des christlichen Glaubens. Die Kinder lernten: Es gibt keinen Bereich des menschlichen Lebens, der nicht von Gott berührt wird. Allerdings war er kein Vater, der seinen Kindern Zärtlichkeit zeigte, er lobte auch nie. Aber er beobachtete sie intensiv, sorgte sich um sie und freute sich an ihnen. Seine Briefe quollen über von Liebe zu seiner Frau, seinen Kindern und allen, die Christus ihm anvertraut hatte. Diese Liebe trieb ihn auch in treue Fürbitte für alle diese Menschen.

Dann wurde seine Frau schwer krank. Am 28. August 1902 starb Marie nach langer Leidenszeit. Emil litt unter Einsamkeit. Aber sein Glaube wurde stärker, weil er sich umso mehr an Gottes Wort hielt. Aber die frühere Fröhlichkeit fehlte.

1911 hatte Emil Wacker zwei Herzinfarkte, von denen er sich langsam so weit erholte, dass er kleine Spaziergänge unternahm. So verging das Jahr 1912. Im Winter nahmen seine Kräfte ab, und ab Februar 1913 wurde er bettlägerig. Er wäre gerne wieder gesund geworden, aber er fügte sich in Gottes Willen und sagte eines Tages dem behandelnden Arzt freudestrahlend: „Nun habe ich es doch gelernt zu sagen: Mein letzter Tag wird ein schöner Tag und meine letzte

Stunde eine noch viel schönere Stunde. Ich sehne mich danach.“ Noch zweimal empfing er das Heilige Abendmahl. Ganz still, schlafend, ist er am 2. April 1913 heimgegangen.

GEBET: Herr, mein Gott, ich möchte so gerne in dieser Welt von deiner Liebe und Treue zu uns Menschen erzählen. Aber ich merke, dass kaum jemand sich dafür interessiert. Deshalb vertraue ich auf deinen Heiligen Geist, der die Saat meines Erzählens aufgehen lassen kann, wo und wann er will. Es ist deine Freude, Glauben zu schenken und Glauben zu stärken. Danke, dass du meinen Glauben durch die Predigt und das Abendmahl stärkst. Denn dies ist das Beste und Schönste: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn.“

Esther

Die mutige Jüdin verhinderte im fünften Jahrhundert vor Christus einen Holocaust.

Es wurde aber Esther zum König Ahasveros gebracht in den königlichen Palast im zehnten Monat, der da heißt Tebet, im siebenten Jahr seiner Herrschaft. Und der König gewann Esther lieber als alle Frauen, und sie fand Gnade und Gunst bei ihm vor allen Jungfrauen. Und er setzte die königliche Krone auf ihr Haupt und machte sie zur Königin... Und der König machte ein großes Festmahl für alle seine Fürsten und Großen, das Festmahl Esthers, und gewährte den Ländern Steuererlass und teilte königliche Geschenke aus.

Esther 2,16-18

Esther sah auf ihre mit Henna gefärbten Hände und schaute dann zu Mardochai auf. „Ein Jahr lang“, sagte sie leise. „Ein ganzes Jahr haben sieben Dienerinnen täglich meine Haut und meine Haare gepflegt, mir das Tanzen beigebracht und wie ich mich zu benehmen habe – alles, damit der König Gefallen an mir findet. Ich weiß, was auf mich zukommt, und habe trotzdem Angst. Ahasveros ist ein grausamer Herrscher.“

Als Esthers Eltern verstorben waren, hatte Mardochai sie zu sich genommen. Er war wie ein Vater für sie. Auch jetzt hatte er Verständnis: „Es wird bestimmt kein leichter Weg. Aber wenn wir unserem Volk helfen wollen, dann können wir heute damit anfangen. Vielleicht hat Gott dich genau darum an den Hof geführt, damit du Königin wirst. Sein Wille soll geschehen.“ Esther nickte. Die Tür zu ihrem Gemach öffnete sich. Es war so weit. Sie wurde zum König geführt.

Gott war mit seinem Schutz und Segen bei Esther. Sie hatte ein freundliches Wesen, sodass jeder, der mit ihr zu tun hatte, sie gerne mochte. Unter einer großen Zahl von Frauen wählte sich der persische König Ahasveros gerade Esther zur Ehefrau, ohne zu wissen, dass sie Jüdin war.

Haman, der oberste Offizier des Königs, geriet eines Tages mit Mardochai in einen heftigen Streit, weil dieser sich nicht vor ihm verbeugen wollte. Mardochai musste das nicht tun, denn er war Beamter und kein Soldat. Haman aber setzte sich in den Kopf, am gesamten jüdischen Volk dafür Rache zu nehmen und alle umbringen zu lassen. Er hatte von Ahasveros so viel Macht bekommen, dass er bei vielen Dingen nicht mehr um Erlaubnis fragen musste. So ließ Haman im ganzen Land ausrufen, dass alle Juden, jung und alt, Männer und Frauen, an einem Tag umgebracht werden sollten. Schrecken, Entsetzen und eine große Traurigkeit machten sich breit. Als Königin Esther das hörte, wollte sie mit ihrem Mann sprechen. Aber es war jedem, auch der Ehefrau, bei Todesstrafe verboten, sich ungefragt dem König zu nähern. Sie schickte einen Diener vom Palast zu Mardochai und ließ ihm sagen: „Versammle alle Juden, die in der Stadt sind, und fastet drei Tage lang für mich. Esst und trinkt nicht, weder Tag noch Nacht. Betet für mich. Auch ich und meine Dienerinnen werden so fasten und beten. Dann will ich zum König hineingehen, entgegen dem Gesetz. Komme ich um, so komme ich um.“ Mardochai ging sofort los, um das jüdische Volk zu informieren. Alle machten mit.

Gott gab Gnade und verhalf Esther dazu, Gehör beim König zu bekommen. Sie sagte ihm, dass jemand ihr ganzes Volk, sie selbst als Königin eingeschlossen, töten lassen wollte. Als Ahasveros erfuhr, dass diese Intrige von

Haman ausging, war dessen Todesurteil gesprochen. Schnell wurde ein Erlass im ganzen Land verkündet, dass die Juden frei und ohne Angst leben durften.

Noch heute wird einmal im Jahr, beim Purimfest, an den Mut der Esther gedacht, die durch ihr Eingreifen das Volk der Juden gerettet hatte.

GEBET: Herr, lass auch mich mit dir im Gebet verbunden sein, wenn ich vor schweren Aufgaben stehe. Danke für jeden Menschen, der in einer solchen Situation für mich betet. Danke für Esthers Mut, und dass sie mir ein Vorbild ist.

Florence Nightingale

Die Engländerin (1820–1910) setzte sich mit ganzer Hingabe für den Dienst an leidenden Mitmenschen ein.

Das Auge kann nicht sagen zu der Hand: Ich brauche dich nicht; oder auch das Haupt zu den Füßen: Ich brauche euch nicht... Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit... Ihr aber seid der Leib Christi und jeder von euch ein Glied.

1. Korinther 12,21.26a.27

Florence blickte auf die leblose Gestalt der jungen Frau. Deren Kinder hatten sich dicht neben ihre Mutter gestellt. Kleine Finger glitten über die Hände, die nie wieder ihre Wangen streicheln würden. Die Armut war bei ihnen eingezogen und hatte die Hoffnungslosigkeit gleich mitgebracht, was die verzweifelte Frau in den Selbstmord getrieben hatte. Florence war selber erst zehn Jahre alt, als sie das sah. Aber eins wusste sie ganz sicher: Wer um einen Verstorbenen trauert, hat trotzdem Hunger. Sie ging zum Handwagen und hob den Suppentopf heraus. Gemeinsam mit ihrer Mutter unterstützte sie die Familie. Dann gingen sie weiter. Die Familie Nightingale besuchte regelmäßig die Kranken und Bedürftigen in den umliegenden Dörfern. Salben, Verbandsmaterial, Hygieneartikel, Brot und Tee wurden verteilt. Auf diese Weise sammelte Florence erste Erfahrungen in der Krankenpflege. Sie half Sterbenden und Gebärenden. Über Jahre hinweg wurde ihr klar, dass es nicht nur

Behutsamkeit, Geduld und Mitgefühl waren, die sie zu einer guten Pflegekraft machen konnten; ihr fehlte das nötige Fachwissen.

Für Florence war das Mitleiden mit anderen ein praktisches Merkmal des christlichen Glaubens. Sie gehörte einer christlichen Gemeinschaft an, die festgelegt hatte: 1. Wert und Würde sind jedem Menschen angeboren; 2. Gerechtigkeit, Gleichheit und Mitgefühl gehören in jede menschliche Beziehung; 3. Jeder hat eine moralische Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft.

An ihrem 30. Geburtstag schrieb Florence Nightingale in ihr Tagebuch: „Heute bin ich dreißig. In diesem Alter begann Christus seine öffentliche Wirksamkeit. Jetzt keine Kindereien mehr! Keine Liebschaften mehr! Keine Gedanken an Ehe mehr! Herr, lass mich jetzt nur an Deinen Willen denken, was Du mir zu tun gebietest!“ Florence Nightingale lehnte die Heiratsanträge von bekannten Schriftstellern und Politikern ab und entschloss sich, eine Ausbildung zur Krankenpflegerin zu machen. Für die Eltern war das ein Schock: Junge Damen aus gutem Hause wurden am besten Ehefrau und Mutter, aber bestimmt keine Pflegerin; das war ein Beruf für Frauen, die die Finger nicht vom Alkohol lassen konnten und deshalb keine andere Anstellung fanden, oder für Prostituierte, die keine Hemmungen hatten, Männer zu waschen.

Doch Florence setzte sich durch. Nach ihrem Examen reiste sie 1854 zusammen mit 38 weiteren Frauen in die Türkei, um den Verwundeten im Krimkrieg beizustehen. Was sie dort zu sehen bekam, war die Hölle. Eine baufällige Kaserne, eilig in ein Lazarett verwandelt, empfing sie mit unbeschreiblichem Schmutz. Die Fußböden waren verfault, die Wände wimmelten von Ungeziefer. Im Hof herrschte ein Durcheinander von Schlamm, Müll und Kadavern. Hier wurden die verletzten Soldaten in ihren blutgetränkten Uniformen hingelegt. Die Ratten kamen und nagten an denen, die sich nicht bewegen konnten. Es fehlte an allem. Man war nicht auf zig-tausende Verletzte vorbereitet. Florence bombardierte den Kriegsminister mit Bitten um Nachschub, besorgte mit eigenen finanziellen Mitteln Bürsten und Eimer, Decken, Bettpfannen und Operationstische. Nach einem aufklärenden

Zeitungsartikel in der „Times“, bekam sie die Aufgabe, die Krankenpflege während des Kriegsgeschehens zu organisieren. Das war so zeitintensiv, dass sie es erst nachts schaffte, sich auch selber um die Kranken zu kümmern. Dies bescherte ihr den Spitznamen „Lady with the lamp“. Sie wandte alles an, was sie über Medikamente und Wundpflege gelernt hatte, assistierte bei Amputationen, kümmerte sich um Sterbende. Sie war glücklich: „Jetzt weiß ich, was es heißt, das Leben zu lieben“, schrieb sie.

Die Soldaten verehrten sie. Das machte sie in der Heimat berühmt. An der Front aber wurde die Pflege durch eine Choleraepidemie infolge mangelhafter Hygiene erschwert. Nachdem sie selber auch erkrankte, verließ sie unter dem Namen „Miss Smith“ die Krim. So hoffte sie, den Reportern zu entgehen. Sie war mager, kränklich und erschöpft. Aber sie nutzte ihre Popularität, um wichtige Gesundheitsreformen voranzutreiben. Dabei machte sie auch vor Queen Victoria keinen Halt, die sie daraufhin tatsächlich unterstützte und ihr später einen Verdienstorden verlieh. Florence veröffentlichte in Büchern ihre Front- und Lazarett-Erfahrungen. Sie sammelte auf verschiedensten Wegen Spenden und konnte dadurch 1860 die erste Schwesternschule in England eröffnen. Knapp fünf Jahre später wurde auf Florences Insistieren hin das Rote Kreuz gegründet, das seitdem stark zur Verbesserung des Schicksals von Kriegsverwundeten beigetragen hat.

Florence Nightingale brachte beides voran, sowohl die Verwaltung und Pflege in Krankenhäusern als auch die Ausbildung, das Berufsbild und die Vergütung von Krankenschwestern. Auf diese Weise war sie auch eine Wegbereiterin für die Berufstätigkeit von Frauen.

Florence Nightingale starb mit 90 Jahren am 13. August 1910 im Schlaf.

GEBET: Herr Jesus Christus, du hast immer ein offenes Ohr, wenn jemand mit seinem Leid zu dir kommt. Voller Liebe bist du auf die zugegangen, von denen sich alle anderen abwandten. Du hast keine Scheu gehabt, Wunden zu berühren und Aussätzige zu heilen. Ich will dir nachfolgen. Gib mir Augen, die wirklich hinschauen und auch verborgenes Leid wahrnehmen. Gib mir ein Herz, das mitleiden kann und gleichzeitig Freude gibt. Gib mir Ohren, die gerne zuhören und dabei auch wahrnehmen, was nicht in Worte gefasst wird.

Du machst mein Leben so reich, Herr. Ich möchte dir danken und dich wieder lieben. Darum lass mich dich in den Menschen erkennen, die du auf meinen Weg schickst. Gib mir die Kraft deines Geistes dazu.

Friedrich Lasius

Der lutherische Pfarrer (1806–1884) saß wegen seiner Bekenntnistreue im Gefängnis.

Ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll... Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert?... Aber in dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unsrem Herrn.

Römer 8,18.35.37-39

Durch das kleine Fenster der Gefängniszelle drang das erste Morgenlicht des Tages. Die Tür öffnete sich quietschend und der Wärter schaute herein. Ungezielter huschte über den Boden und versuchte dem Lichtstrahl zu entfliehen, den der Türspalt herein ließ. Ein Ausdruck des Mitleidens ging über das Gesicht des Aufsehers, als er den Pastor auf dem Boden liegen sah. „Haben Ihnen die Läuse wieder den Schlaf geraubt?“, fragte er. Friedrich Lasius richtete sich auf. „Wenn es das nur wäre“, antwortete er und kratzte sich. „Im Dunkeln traut sich auch alles andere Krabbelvieh raus. Das kriecht beim Schlafen sogar in Nase und Ohren rein.“ Der Gefangene stand auf und schüttelte sich. Er nahm dankbar das karge Frühstück entgegen. Bevor die Arrestzelle wieder verschlossen wurde, sagte der Wärter: „Ich bringe Ihnen nachher warmes Wasser, damit sie Ihre zerbissene Haut säubern können.“ An diese Freundlichkeit an einem sonst freudlosen Ort erinnerte sich Pastor Lasius viele Jahre später, als er an seinem Schreibtisch saß und die Predigt

vorbereitete, die er an seinem 50. Amtsjubiläum halten würde. Er nahm seinen Stift und fuhr fort.

Es folgen Teile dieser Predigt (11. Oktober 1882, in Berlin), frei nacherzählt:

Ich bin getauft, aber nicht christlich erzogen worden. Aber die Taufe schützte mich auf meinem Lebensweg. Ich begegnete während meines Studiums einem Professor namens Tholuck. Er hatte keinen guten Ruf an der Universität und wurde Finsterling genannt. Trotzdem besuchte ich seine Vorlesungen und war restlos begeistert. Er lud Studenten sogar zu sich nach Hause ein. Irgendwann war ich mit von der Partie. An diesem Abend redete er darüber, dass der Glaube eine Kraft Gottes sei und dass man nicht aus eigener Kraft glauben könne. Da merkte ich, wie klein mein Glaube noch war. In der folgenden Zeit lauschte ich voller Interesse den Vorträgen weiterer gläubiger Professoren und las gute Predigtbücher, u.a. auch von Martin Luther. Er ist ein Meister darin, von der Gerechtigkeit, die vor Gott Gültigkeit hat, zu predigen. Die ist anders, als was Menschen darunter verstehen. Als ich so weit war, selber zu predigen, erzählte ich vom Gesetz und vom Evangelium und dass es Gottes Güte ist, die uns hilft, vom verkehrten Weg umzukehren und Buße zu tun. Wie gut tut es, zur Beichte zu gehen und im Abendmahl den Leib und das Blut unseres Heilandes zu genießen. Deshalb distanzierte ich mich von dem, was die reformierte Kirche lehrt, die nämlich sagt, dass Brot und Wein im Abendmahl nur Symbole wären. König Friedrich Wilhelm III. wollte aber eine vereinigte Kirche haben und drängte alle lutherischen Pastoren dazu, der Union der beiden Kirchen zuzustimmen. Ich weigerte mich und bekam ein Verbot, Gebetsstunden außerhalb des Gottesdienstes abzuhalten. Als ich mich widersetzte, wurde ich festgenommen und kam ins Gefängnis. Ich musste die Zeit im Winter absitzen. Die Zelle wurde nicht beheizt, und es wimmelte von Mäusen. Meine Gemeinde lag auf den Knien und schrie zu Gott um meine Freilassung. Er ließ es tatsächlich geschehen. Nach meiner Entlassung arbeitete ich in Pommern. Dort hatten sich etliche Gemeinden geweigert, der vom König geforderten Union beizutreten. Diese wurden Separatisten genannt. Die Christen dort hatten großes Verlangen nach Gottes Wort, und ich durfte viel predigen. Es wurde ein geheimer Ort gefunden, an dem verfolgte lutherische Pastoren Zuflucht finden konnten. Nach einem halben Jahr bezahlte mir die Obrigkeit kein Ge-

halt mehr und versuchte, mich zu ergreifen. Ich flüchtete in das Geheimversteck. Auf irgendeinem Weg hatte die Polizeibehörde davon erfahren, und ich sah mich genötigt, schon am nächsten Tag weiter zu fliehen. Mein Ziel war Berlin, wo sich eine lutherische Gemeinde gebildet hatte. Die Gottesdienste wurden in kleinen Zimmern oder Kellern gefeiert. Es lag mir am Herzen, dass trotz allem niemand respektlos von der Obrigkeit sprach. Das predigte ich auch von der Kanzel. Im Gottesdienst wurde für den Prinzen gebetet. Mir wurde verboten, dieses Fürbittengebet zu sprechen. Sollte ich mich weigern, würde ich von der Kanzel geschossen werden. Ich achtete nicht darauf. Der Herr hat mich behütet. Wenn ich traurig war, tröstete ich mich damit, dass Jesus Christus mich erlöst hat. Das war und ist mein Anker im Leben und im Sterben. Auch hier wurden die Lutheraner verraten, und wiederum kam ich in Gefangenschaft, die ein dreiviertel Jahr dauerte und eine sehr harte Zeit war. Manchmal wollte mir der Mut sinken, denn mir wurde eine gerechte Verhandlung verweigert. Gottes Gnade verließ mich nie und führte mich auch aus diesem Gefängnis heraus. Es war nicht daran zu denken, in Berlin zu bleiben. Deshalb wandte ich mich zu einer Dorfgemeinde, die Waldgottesdienste hielt. Dort predigte ich, bis mich der Gendarm des Ortes verhaftete. Vierzehn Monate dauerte meine Gefangenschaft. Gott führte mich danach weiter nach Pommern. Also diente ich den dortigen Gemeinden. Dann begann die heftigste Zeit der Verfolgung von Lutheranern. Jetzt waren nicht mehr nur die Pastoren, sondern auch Gemeindeglieder in Gefahr. War der Pastor verhaftet worden, hielt ein Kirchenvorsteher einen Lesegottesdienst und betete für den Seelsorger. Wurde dieser Kirchenvorsteher abgeführt, stand der nächste auf. Gelangte der in die Zelle, war manchmal die Zeit des ersten abgelaufen und dieser stand wieder vor der Gemeinde. Gott hatte Erbarmen und hörte die Seufzer seiner Kinder: Als der amtierende König starb und sein Sohn – für den wir gebetet hatten – den Thron bestiegen hatte, veranlasste er die Freilassung aller Lutheraner und sorgte dafür, dass sie im Land geduldet wurden.

Knapp zwei Jahre war Friedrich Lasius noch Seelsorger der Berliner Gemeinde. Im Juni 1884 verstarb er nach einem Herzinfarkt. Die Gemeinde trauerte sehr um ihn.

GEBET: Herr Gott, Vater im Himmel, ich frage mich: Wie steht es mit mir? Bin ich geduldig, wenn Leid kommt und mein Glaube wankt? Bleibe ich dann im Gebet mit dir verbunden? In Zeiten der Not zeigt sich, ob mein Glaube Bestand hat. Ich weiß, dass ich die Hilfe des Heiligen Geistes brauche. Ja, sei an meiner Seite, Herr Heiliger Geist, regiere in mir, wenn ich in der Welt von Verfolgung, Ängsten oder Problemen umgeben bin. Lass mich treu im Glauben sein. Das bitte ich im Namen Jesu.

P. S.: König Friedrich Wilhelm III. verfolgte die Lutheraner. Sein Sohn, König Friedrich Wilhelm IV., erlaubte ihnen die freie Ausübung ihrer Glaubensüberzeugung (1840). In der Zeit der Verfolgung war die lutherische Gemeinde in Berlin von 200 auf 3000 Mitglieder gewachsen.

Hudson Taylor

Der Arzt und Missionar (1832–1905) führte viele Chinesen zum Glauben an Jesus Christus.

Der Herr hat zu mir gesagt: „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir wohne.

2. Korinther 12,9

Hudson studierte eine Landkarte von China, als es an seiner Tür klopfte. Ein ärmlich gekleideter Mann stand davor. „Können Sie mitkommen? Meine Frau liegt im Sterben.“ Während sie eilig durch Londons Straßen liefen, erzählte der Mann, dass es keine Hoffnung für seine Frau gäbe, da er kein Geld für Medizin habe. „Können Sie uns helfen? Wissen Sie einen Ausweg?“ Automatisch glitt Hudsons Hand in seine Hosentasche, wo seine letzte Silbermünze lag. Das war sein restliches Geld, von dem er das Essen für den morgigen Tag kaufen wollte. Als sie angekommen waren, schweifte Hudsons Blick durch das Zimmer: leere Kisten als Sitzgelegenheiten, Stofffetzen an den Fenstern, in der Ecke auf einem Strohlager eine erschreckend blasse Frau mit einem Neugeborenen an ihrer Seite.

Plötzlich musste Hudson wieder an die Münze denken. Als Missionar war es seine Aufgabe, diesen Menschen das Evangelium zu sagen. Er begann: „Auch wenn Ihre Situation schwierig ist, dürfen Sie nicht die Hoffnung aufgeben. Wir haben einen Vater im Himmel, der uns liebt und für uns sorgt, wenn wir ihm vertrauen...“ Eine innere Stimme mahnte: „Sei kein Heuchler. Du erzählst den Leuten was vom liebevollen Vater im Himmel und klammerst dich dabei an die jämmerliche Münze in deiner Tasche. Denk an Jesu Worte: Gib dem, der dich bittet.“ Plötzlich wusste Hudson, was er zu tun hatte. Er gab dem Mann das Geldstück und sagte: „Sie glauben vielleicht, ich sei reich. Aber diese Münze ist alles, was ich besitze. Kaufen Sie sich morgen davon etwas zu essen. Aber was ich vorhin sagte, stimmt: Wir haben einen Gott, auf den wir uns verlassen können.“

Als er wieder in seiner Dachkammer angekommen war, aß er sein letztes Schälchen mit Gemüse und fühlte sich dabei reich wie ein Fürst. Am nächsten Morgen klopfte die Vermieterin an seine Tür. „Hier ist ein Päckchen für Sie angekommen.“ Neugierig schaute Hudson nach der Schrift und dem Poststempel. Beides war ihm unbekannt. Einen Absender gab es nicht. Jemand, der anscheinend unbekannt bleiben wollte, schickte ihm ein paar Handschuhe, und in dem einen lag eine Goldmünze. Da lachte Hudson: „Das ist eine großartige Verzinsung. Meine Silbermünze war nur ein paar Stunden in Gottes Sparkasse, und schon habe ich eine Goldmünze zurück bekommen. Das gefällt mir!“

Ein Jahr später, nach zwei weiteren Semestern Medizinstudium, stand Hudson auf dem Deck eines Schiffes und fuhr in Richtung China. Die Missionsgesellschaft hatte ihn ausgesandt, und er freute sich darauf, unter dem chinesischen Volk zu leben, mitten in den Armutsvierteln. Er wollte Flyer verteilen, die darauf hinwiesen, dass er medizinische Kenntnisse hatte und dass es einen gibt, der Körper und Seele gesund machen kann: Jesus Christus. Nachdem er sich das Vertrauen der Einheimischen erworben hatte, kleidete er sich wie sie, ließ sich die Haare wachsen und flocht sich einen Chinesenzopf. Doch das Gebiet war einfach zu groß: elf Provinzen, dazu Tibet... das war für einen Einzigen nicht zu schaffen. Hudson überlegte und betete nächtelang. Irgendwann begann er, gezielt um 24 Missionare zu beten, zwei für jedes Gebiet.

Und Gott gab sie ihm. Später bat er um 70 Missionare, und Gott berief sie. Immer mutiger wurden Hudsons Gebete. Noch nach Jahren betete er. Es wurden weitere 100 Mitarbeiter benötigt, und nun gehörten seiner Missionsgesellschaft, die er mittlerweile gegründet hatte, mehr als 800 Mitarbeiter an.

Hudson hatte eine schwache Gesundheit und musste mehrmals nach England zurückkehren, um wieder zu Kräften zu kommen. Er hatte einen unumstößlichen Glauben an Gottes Kraft und eine unbändige Liebe zu den Chinesen, die ohne Jesus verloren waren. Er predigte in seiner Heimat mit großer Freude und wollte unbedingt die Herzen der Zuhörer erreichen, damit sie dadurch Liebe zu den Menschen in China entwickelten, die ohne Jesus keine Hoffnung für die Ewigkeit haben. Obwohl mittlerweile die Christen dort verfolgt wurden, ging Hudson zurück und blieb standhaft an ihrer Seite.

Hudson Taylor verstarb 1905 in Changsa. Sein Grab ist in Chinkiang zu finden, wo zu lesen ist: „Wohltäter Innerchinas“.

GEBET: Herr, öffne mir mein Herz, damit mir die Menschen auf dieser Welt nicht gleichgültig sind, die dich nicht kennen. Steh allen Missionaren bei, die die gute Nachricht hinausragen, dass du die Menschen liebst und für immer mit ihnen zusammen sein möchtest. Gib deinen Heiligen Geist zu ihrem Tun.

James Hannington

Der englische Schulabbrecher (1847–1885) wurde in Uganda zum Märtyrer.

Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und streuen ihren Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Psalm 126,5-6

James kam nach Hause und knallte seine Schultasche auf den Tisch. „Ich halte das nicht mehr aus. Lehrer Wilson ist so ungerecht! Da wundert er sich, dass John keine Hausaufgaben macht. Aber die Erklärung, dass John bis zum Sonnenuntergang bei der Ernte helfen muss und danach von seiner Mutter

gleich ins Bett geschickt wird, lässt er nicht gelten und gibt John Schläge mit dem Rohrstock.“ Ärgerlich ging er zum Herd und guckte in die Töpfe. „Und erklären kann der Lehrer auch nicht. Wenn ich eine Frage habe, redet er so lange, bis ich vergessen habe, um was es ging.“

James' Schulfrust legte sich nie wirklich. Zum Entsetzen seiner Eltern brach er mit 15 die Schule ab. Danach arbeitete er bei seinem Vater in dessen Firma, was den wiederum erfreute, denn er wollte seinem Sohn die Firma vererben. James hatte eine glänzende Zukunft vor sich. Aber als er 21 Jahre alt war, beschloss er, eine theologische Ausbildung in Oxford zu beginnen.

Bei den Mitstudenten war er beliebt und für seine einfallsreichen Streiche bekannt. Trotzdem blieb er schlicht in seiner Lebensweise. Es hieß, er sei immer einfach gekleidet gewesen. Er hatte helle, graue Augen, die die Menschen freundlich anschauten, sodass man sich gleich zu ihm hingezogen fühlte. So schildern ihn die Menschen, mit denen er in den zehn Jahren zu tun hatte, in denen er nach seinem Examen als Diakon arbeitete. In dieser Zeit lernte er eine junge Frau kennen, und sie heirateten. Gott schenkte ihnen einen Sohn.

1882 entschied sich James, Frau und Kind in England zurückzulassen und eine Aufgabe als Missionar in Uganda zu übernehmen. Dort waren damals Missionare ihres Lebens nicht sicher, weil die Naturvölker, unter denen sie arbeiteten, sie häufig als Feinde ansahen und töteten. Unter diesen Voraussetzungen konnten seine Frau und der kleine Junge nicht mitgenommen werden. Es war zu gefährlich. Er schiffte am 17. Mai 1882 nach Sansibar ein. James erzählte später von jener ersten Reise: von unglaublichen Mühsalen und Gefahren, von Kämpfen mit Löwen und Nashörnern, mit Krokodilen und Nilpferden.

Im Dezember 1882 wurde er krank. Er berichtete von dem Weihnachtsfest, das er damals mit seinen Begleitern mitten in der afrikanischen Wildnis feierte und dabei unglaublich schwach war. Er wurde von den Schwarzen in einer Hängematte getragen. Die Ruhr, sein schwaches Herz und Fieber hatten ihn an den Rand des Grabes gebracht. Und doch versicherte er, er habe mit seinen Begleitern eine große Freude über die Weihnachtsbotschaft empfunden. Sie

hätten ihre Weihnachtslieder in die Wildnis hinaus gesungen und an ihre Familien gedacht.

Nicht lange darauf musste James nach England zurückkehren. Schon auf der Rückreise erholte er sich. Es gab ein fröhliches Wiedersehen mit seiner Frau und seinem Sohn. Aber die Sehnsucht nach Afrika und der brennende Wunsch, den Schwarzen das Evangelium zu verkündigen, ließen ihn nicht los. Bereits 1885 verabschiedete er sich schweren Herzens noch einmal von Frau und Kind. Er sollte sie nie mehr wiedersehen.

Im darauf folgenden Oktober erlitt er, noch nicht 38-jährig, den Märtyrertod. Der König von Uganda ließ ihn festnehmen und in eine qualvolle, unwürdige Haft setzen. Als ihn die Untergebenen des Königs nach vielen Monaten aus seinem Gefängnis herausholten, dachte er zuerst, er solle freigelassen werden. Als er aber plötzlich den vollen Ernst des Todes erkannte, richtete er sich noch einmal auf und sagte laut: „Ich bin im Auftrag des dreieinigen Gottes hier. Ich sterbe für die Menschen in Uganda. Christus hat die Straße zu ihnen mit seinem Blut erkaufte. Sagt das dem König!“ Dann kniete er nieder und starb durch die Speere der Heiden.

Es folgte eine furchtbare Christenverfolgung. Aber die Blutsaat war nicht vergeblich gewesen: Die schwarzen Christen starben tapfer. Kein Wort der Klage, kein Angstruf, keine Verwünschung kam über ihre Lippen, wenn sie aufs Grausamste hingerichtet wurden. Staunend berichtete der oberste Scharfrichter dem tyrannischen König: „Noch niemals sind in Uganda Menschen so tapfer und ruhig gestorben wie diese Christen.“

Die Geschichte hat eine wunderschöne Fortsetzung: Zwanzig Jahre später wurde der inzwischen auf den Thron gelangte Sohn des grausamen Königs getauft. Und wer war der Täufer? Niemand anderes als James Hanningtons Sohn, den der Vater damals weinend in England zurückgelassen hatte! Der Sohn des Mörders wurde von dem Sohn des Ermordeten in die Gemeinschaft der Kinder Gottes aufgenommen.

GEBET: Herr, ich danke dir, dass die Saat, die Christen mit ihrem Leben säen, auch nach dem Tod noch aufgehen kann. Alles, was wir Christen tun,

kann ein Samenkorn für dich sein. Schenke mir deinen Heiligen Geist, damit das Samenkorn meines Glaubens die Kraft hat, Wurzeln zu schlagen, Zweige zu treiben und Früchte zu tragen. Wir wissen oft gar nicht, was und wie wir säen. Du ganz alleine, Herr, weißt das. Dein Wille geschehe.

Jan van Woerden

Der niederländische Priester (1499 – 1525), genannt „Jan der Bäcker“, wurde zu einem der ersten Märtyrer der Reformation.

Weißt du nicht, dass dich Gottes Güte zur Buße leitet?

Römer 2,4b

Jan liebte das dämmerige Licht im Beichtstuhl. Er war gerne dort. Auch heute wartete er auf die Gemeindeglieder, die zur Einzelbeichte kamen. Er spendete denen, die aufrichtig Buße tun wollten, das Bußsakrament. Im abseits gelegenen Seitenschiff der Kirche war es still. Er schob den Vorhang des Sprechgitters zur Seite und strich mit den Fingern über die Verstreben. Viele Ohrenbeichten hatte er gehört. Obwohl er sein Priesteramt abgelegt hatte, nahm er weiterhin die Beichte ab. Das wurde gestattet. Welche Worte geben mehr Trost als: „Deine Sünden sind dir vergeben“?

Jans Gedanken schweiften ab, und seine Augenbrauen zogen sich ärgerlich zusammen. Der Papst hatte einen Ablass ausrufen lassen. Mal wieder. „Demjenigen wird Ablass gewährt, der an einer Prozession teilnimmt und die Kommunion zweimal empfängt. Kauf dir den Ablassbrief, der dir dies schriftlich zusichert, und dir werden die Strafen erlassen, die auf der Erde oder im Jenseits abzubüßen sind.“ Jan machte es sich zur Aufgabe, davor zu warnen. Kein Mensch kann sich Gottes Gnade verdienen, und Geld spielt dabei auch keine Rolle. Er wusste, was für ihn auf dem Spiel stand. Die Kirchenoberen hatten ihn immer noch im Blick. Einige Zeit später wurde er zum dritten Mal verhaftet.

Jan war der Sohn eines Küsters. Von seinem Vater guckte er sich die Liebe zur Kirche ab und empfand genau wie er Freude am Dienst für die Gemeinde. Jan ging in die „Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben“. Martin Luther

hatte sich über diese Schulen positiv geäußert: „Mir gefallen solche Bruderhäuser über die Maßen. Ihr lebt und lehrt nach dem Evangelium von Christus.“ Allerdings war der Schulleiter als Ketzer verdächtig geworden. Nun würden auch die Schüler und deren Familien näher beäugt werden. Jans Vater reagierte schnell, als er das mit bekam. Um seinen Sohn zu schützen, schickte er ihn auf ein katholisches Gymnasium. Jan fügte sich dem Willen seines Vaters. Später studierte er Theologie. 1522 wurde er zum Priester geweiht. Er kam als Helfer zum Pfarrer in seine Heimatgemeinde Woerden. Seine Predigten verkündeten, dass den Christen nur durch Gottes Gnade das Heil geschenkt wird. Jan sprach auf der Kanzel davon, dass Christus die Sünden aller Menschen mit seinem Leiden und Sterben bezahlt hatte. Er forderte auf, darauf glaubend zu vertrauen. Das war zu viel reformatorisches Gedankengut. Man ließ ihn verhaften. In diese Zeit fiel ein Volksaufstand, der ihm die Freiheit brachte: Gläubige wehrten sich gegen die Autorität der katholischen Kirche. Um nicht noch mehr Öl ins Feuer zu gießen, wurde Jan aus der Haft entlassen. Er floh für drei Monate nach Deutschland. Aber es zog ihn wieder in die Heimat: Er wollte unbedingt nach Hause und im eigenen Pfarrbezirk helfen. Kaum war er zurück, nahm er ohne zu zögern die Predigtstätigkeit wieder auf.

Der Klerus aber ließ nicht locker. Jan war ihnen nach wie vor ein Dorn im Auge. Es dauerte nicht lange, und eine erneute Verhaftung folgte. Dieses Mal hoffte man, ihn durch intensive Gespräche wieder einzunorden, und legte ihm zusätzlich eine Wallfahrt nach Rom auf. Mit diesem Auftrag wurde er aus der Haft entlassen. Eine Reise von 1600 Kilometern wartete also auf Jan. Die Reisekosten wollte die Kirche übernehmen.

Doch Jan scherte sich nicht darum. Er verließ Woerden und machte sich auf den Weg durch die Niederlande, wo er die reformatorischen Zirkel aufsuchte, die sich überall dort bildeten, wo Christen sich von der Dominanz ihrer Kirche distanzieren. Als er von dieser Reise zurückkehrte, legte er sein Priesteramt nieder und heiratete. Von da an verdiente er sich sein Geld als Bäcker, was ihm seinen Beinamen einbrachte: Jan, der Bäcker („Jan de Bakker“).

Jan wusste, was ihn erwartete. Um sich zu schützen, floh er nach Haarlem, aber er hielt es dort nicht aus. Auch der Gedanke an seine Frau ließ ihn nicht in Ruhe. Nach seiner Heimkehr war die Gefangennahme nicht zu verhindern. Jan hatte die römisch katholische Kirche zu sehr verärgert. Während eines Verhörs im Juli 1525 verwies er darauf, dass weder die Niederlegung des Priesteramtes noch seine Heirat gegen die Bibel sprächen. In diese Zeit fiel ein Ketzergericht in Den Haag. Von allen Seiten des Landes schleppte man die Angeklagten heran. Auch Jan wurde 48 Kilometer weit dorthin verfrachtet. Sein Prozess dauerte zwei Monate. Er wurde aufs Strengste verhört. Mit zehn weiteren Gefangenen musste er sich die völlig verschmutzte Zelle teilen. Als er während eines dreitägigen Verhörs standhaft blieb, musste er anschließend vier Tage in einem unterirdischen dunklen Verlies im Stock liegen. Die Löcher in den Hölzern, durch die Jan seine Arme und Beine hatte stecken müssen, scheuerten seine Haut auf. Er konnte sich kaum rühren. Täglich musste er sich Ermahnungen zur Umkehr anhören. Zu seiner Freude ließ man seinen Vater zu ihm. Der machte ihm Mut, weiter standhaft zu bleiben.

Aber das Todesurteil war nicht zu umgehen. Nach einem zweimonatigen Prozess wurde Jan öffentlich als Ketzer zum Tod durch Verbrennen verurteilt. Am 15. September 1525 war es so weit. Man rasierte ihm alle Haare ab. Er bekam eine Narrenkappe und ein Ketzerkleid angezogen. Dann wurde er zum Richtplatz gebracht. Einer der Richter musste ein Wort für Jan eingelegt haben: Ihm wurde der „Akt der Gnade“ gewährt. Das bedeutete, dass er vor dem Tod auf dem Scheiterhaufen erhängt wurde und ein Pulversäckchen um den Hals gebunden bekam. Beides brachte ihm ein schnelleres Sterben. Seine Mitgefangenen, denen er täglich vom Heiland erzählt hatte, begleiteten seinen letzten Gang und sangen dabei Glaubenslieder, die sie gerade erst von ihm gelernt hatten. Jan starb mit 26 Jahren. Er war der erste Märtyrer der Reformation im Norden der Niederlande.

GEBET: Herr, mein Gott, die Sünden, die ich getan habe, sind unmöglich zu zählen. Ich kann und will sie nicht verschweigen, denn sie quälen mich zu sehr. Dein lieber Sohn hat mich von allen Sünden durch seinen Tod frei gemacht. Ich kann dir dafür nichts anderes schenken als die aufrichtige Reue meines Herzens. Ich spüre in mir deine Liebe und Güte und halte beides fest

wie einen Schatz. Denn diese Güte ist es, die mich im Glauben wachsen lässt. Sie ist es, die mir Sündenerkenntnis schenkt und mich zur Buße leitet. Ich danke dir, dass du mich mit deiner unendlich großen Geduld führst.

Johannes der Täufer

Ein Altersgenosse von Jesus bezahlte sein mutiges Ermahnen mit dem Leben.

Zacharias prophezeite von Johannes: Und du, Kindlein, wirst ein Prophet des Höchsten heißen. Denn du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe.

Lukas 1,76-78

König Herodes rautte sich die Haare. Dieser Täufer Johannes musste doch irgendwie zum Schweigen gebracht werden können! Nicht genug, dass er da draußen am Ufer des Jordans vor einer immer größer werdenden Menge Klartext redete. Nun kritisierte er auch noch öffentlich, dass er, Herodes Antipas, Herrscher des Landes, seine erste Ehefrau verstoßen und stattdessen Herodias geheiratet hatte. Die Bevölkerung wurde zunehmend unzufrieden. Der Thronsturz war zu befürchten. Zu allem Überfluss hatte der Vater seiner ersten Frau ihm den Krieg erklärt, um die Schmach zu rächen, die seiner Tochter angetan worden war. Schweren Schrittes ging der Regent durch die königlichen Gemächer und ballte die Faust: Die Königsfamilie musste doch in der Lage sein, das Volk für sich zu gewinnen!

Während die Sonne langsam unterging und sich die Dämmerung ausbreitete, kam Herodes ein Gedanke: Die Eltern Johannes des Täufers, Zacharias und Elisabeth, stammten beide von einem angesehenen Priestergeschlecht ab. Was lag also näher, als den Volkshelden mit seinem edlen Stammbaum an die Königsfamilie zu binden? Salome, die Tochter der Herodias, war im heiratsfähigen Alter. Das könnte alle innenpolitischen Probleme beseitigen. Selbstverständlich würde Johannes das religiöse Oberhaupt Israels werden.

Doch Herodes' Euphorie war nur von kurzer Dauer. Offensichtlich lehnte Johannes dankend ab. Damit waren die Würde und der Stolz der zweiten Frau des Herodes und ihrer Tochter verletzt. Das Maß war voll. Johannes der Täufer wurde verhaftet. Doch das war den Frauen nicht genug. Auf dem Geburtstagsbankett, das bald darauf zu Herodes' Ehren abgehalten wurde, führte Salome einen wunderschönen Tanz vor. Als Dank hatte sie beim König einen Wunsch frei. Von ihrer Mutter angestachelt, verlangte sie das Haupt des Täufers. Herodes gab tatsächlich den Befehl zur Hinrichtung, und noch am selben Abend überreichte Salome ihrer Mutter eine Schale mit Johannes' Kopf.

Die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch das jüdische Volk. Alle fielen in Trauer. Im ganzen Land brannten drei Tage und Nächte die Totenlichter.

Was war Besonderes an diesem Johannes gewesen, den man den Täufer nannte?

Seine Geburt wurde vom Engel Gabriel vorhergesagt, der ankündigte, dass Johannes mit dem Heiligen Geist erfüllt sein würde. Tatsächlich erkannte er schon als Ungeborener im Bauch seiner Mutter seinen Heiland, als sie Besuch von Maria bekam, die zu dem Zeitpunkt mit Jesus schwanger war. Johannes freute sich so sehr, dass er in der Gebärmutter zu hüpfen begann. Sein Auftrag wurde ebenfalls vorhergesagt: Er würde die Menschen dazu bringen, ihre Sünden zu bekennen. Rund ein halbes Jahr vor Christi Geburt erblickte Johannes das Licht der Welt, obwohl Elisabeth bis dahin unfruchtbar gewesen war. Zuvor war Zacharias bei seinem Dienst im Tempel der Erzengel Gabriel erschienen, der die baldige Schwangerschaft der hoch betagten Elisabeth angekündigt hatte. Zacharias konnte das nicht glauben und verlangte ein Zeichen als Beweis, dass Gabriel Recht habe. Daraufhin nahm ihm dieser die Stimme und prophezeite, dass erst, wenn das Kind geboren sei, Zacharias wieder sprechen könne. So geschah es.

Als Johannes sein öffentliches Wirken begann, kamen die Leute zuerst aus reiner Neugier. Man hatte gehört, dass er sich in Kamelhaar kleidete und sich von Heuschrecken sowie wildem Honig ernährte. Zuerst dachten sie: Der muss verrückt sein! Doch bald wurden sie von seinen Worten gepackt. Er rief

die Menschen zur Umkehr auf und kündigte das Kommen des Erlösers an. Viele Juden hörten auf seine Worte und ließen sich von ihm taufen.

Eines Tages befand sich auch Jesus unter den Taufbewerbern. Da sagte Johannes über Jesus den Satz, der auch heute noch bei der Feier des Heiligen Abendmahls gesungen wird: „Das ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt.“ Johannes wollte Jesus zunächst nicht taufen, denn er meinte, eher müsse er von Jesus die Taufe empfangen. Jesus aber bestand darauf. In dieser Taufe bestätigte Gott, was Johannes die ganze Zeit gepredigt hatte. Er ließ seinen Geist in der Gestalt einer Taube auf Jesus herabkommen und sagte, von allen hörbar: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Johannes ermahnte die Menschen, dass das Himmelreich nahe war. Zudem sprach er sehr ernst mit Pharisäern und Sadduzäern. Er bezeichnete sie sogar als Otternbrut und wies sie auf den kommenden Zorn Gottes hin. Er ging auch zu Soldaten und sagte ihnen, dass sie ihre Macht nicht missbrauchen sollten. Viele von ihnen wurden seine Anhänger.

Unzählige Menschen kamen zu Johannes hinaus in die Wüste und an den Jordan: Arme und Reiche, Priester und Soldaten. Johannes überzeugte sie mit der Radikalität seiner Botschaft: „Seht zu, bringt rechtschaffene Früchte der Buße!“ Und er wurde dabei ganz konkret: „Wer zwei Hemden hat, der gebe dem, der keins hat!“ Arbeiter sollten mit ihrer Bezahlung zufrieden sein, Beamte unbestechlich. Johannes predigte Gottes Gesetz, um die Menschen zur Umkehr zu bewegen. Aber er predigte auch die Gnade: Er verkündigte das Gotteslamm Jesus und taufte zur Vergebung der Sünden. Seine Furchtlosigkeit und sein asketischer Lebenswandel unterstrichen die Ernsthaftigkeit seiner Worte. Viele Menschen glaubten ihm.

Als man ihn fragte, wer er sei, antwortete er: „Ich bin weder Christus noch Elia noch ein anderer Prophet. Ich bin die Stimme eines Rufenden in der Wüste“. Ja, er hat seinem Heiland den Weg bereitet.

Im Gefängnis hatte Johannes mit Anfechtungen zu kämpfen, und er ließ Jesus fragen: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen

warten?“ Christus reagierte so, wie es für Johannes das Beste war. Er schickte Augen- und Ohrenzeugen zu ihm, die ihm versicherten, dass Blinde sehend wurden und Lahme gehen konnten; Aussätzige waren plötzlich rein und Taube hörten; Tote wurden wieder lebendig, und den Armen wurde das Evangelium gepredigt. Johannes wurde ruhig. Er war in Gott geborgen.

An Johannes wird deutlich, worauf es in der Kirche ankommt: auf Glaubwürdigkeit. Es gibt zwar viele gute Redner unter den Christen, doch oft mangelt es ihnen an Glaubwürdigkeit, weil das gesprochene Wort sich nicht mit dem persönlichen Lebenswandel deckt. Wer sich zum Beispiel von Gott die Vergebung seiner Sünden erbittet, aber privat unversöhnlich am Streit festhält, hat die Botschaft der Bibel nicht verstanden. Wer darüber klagt, dass die Kirche immer nur sein Geld wolle, sich dann aber teure Elektronik ins Wohnzimmer oder ein Luxus-Auto vor die Tür stellt, der ist unglaubwürdig. Kein Wunder, wenn sich heute so viele Menschen von der Kirche abwenden, denn Verkündigung und gelebter Glaube klaffen oft weit auseinander.

Persönlichkeiten wie Johannes den Täufer gibt es nur wenige. Gott schenke, dass sein Lebensbeispiel allen Christen ein Vorbild werde.

GEBET: Herr, auch wenn ich keine Heuschrecken mag, möchte ich dennoch Johannes' Glaubwürdigkeit nacheifern. Gib mir den Mut, so zu leben und vor den Menschen das zu sagen, was du mir durch die Bibel klar machst. Stärke meinen Glauben und gib mir dazu deinen Heiligen Geist.

P. S.: Die angestrebte Verbindung von Salome und Johannes ist historisch zwar nicht eindeutig belegbar, es gibt allerdings Hinweise darauf.

Katharina von Bora

Die geflohene Nonne (1499–1552) entdeckte durch Martin Luther das Evangelium und wurde seine Frau.

Ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben. Und ist meine Haut noch so zerschlagen und mein Fleisch dahingeschwunden, so werde ich doch Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.

Hiob 19,25-27

Katharina war mit elf Jahren von ihrem Vater ins Kloster gebracht worden und hatte das Leben dort von Anfang an nicht gemocht. Obwohl ihre Tante dort Äbtissin war, erfuhr sie keinerlei Erleichterung im strengen klösterlichen Alltag: Besuche durften nur mit Erlaubnis der Klosterleitung empfangen werden. Bei den Gesprächen, die durch ein vergittertes Fenster gehalten wurden, war immer eine ZuhörerIn dabei. Die Post, die sie schrieb oder empfing, wurde zensiert. Sich mit jemandem anzufreunden oder für ein Haustier zu sorgen war verboten. Jede musste ein Schweigegelübde ablegen: Außer beim Essen, Beten und Singen durfte der Mund nicht geöffnet werden.

Die Lehren Luthers drangen irgendwann auch durch die Mauern des Frauenklosters Marienthron in Nimbschen. Bald gelangten Schriften in Katharinas Hände, in denen der Reformator sich gegen unsinnige Gelübde, Ehelosigkeit, Weltfremdheit und Selbstkasteiung wandte; stattdessen pries er ein Leben als Ehefrau und Mutter oder in der Nächstenliebe mitten in der Welt. Luthers Erkenntnis, dass Gott jedem gnädig ist, der vom verkehrten Weg umkehrt und bei Christus Hilfe sucht, ließ Katharinas Herz Freudensprünge machen. Bald stand für sie fest: Sie musste hier raus!

Ungefähr so könnte sich die Flucht zugetragen haben:

Der Gestank war kaum auszuhalten! Katharina hielt sich die Nase zu. Sie versuchte, einen Blick aus dem stinkenden Fischfass zu werfen. Waren denn die Torgauer Stadttore noch immer nicht zu sehen? Sie drehte sich zu den

anderen Nonnen um, die mit ihr aus dem Zisterzienserinnen-Kloster geflohen waren. Alle waren in der Dunkelheit auf das Pferdefuhrwerk und in die Tonnen geklettert, um von mutigen Fluchthelfern in Sicherheit gebracht zu werden. Katharina rutschte immer wieder an den glitschigen Dauben aus, wenn sie versuchte, die Plane des Wagens zur Seite zu schieben. Schließlich gab sie es auf. Sie wollte nicht zu viel Unruhe auf der Ladefläche machen. Die Männer oben auf dem Kutschbock riskierten ihr Leben, denn der Herzog Georg von Sachsen drohte mit der Todesstrafe, wenn jemand dabei half, Nonnen zu entführen.

Das Ziel war zunächst Torgau, dann Wittenberg. In diesen Städten hatte der Kurfürst Friedrich der Weise zu bestimmen. Dieser wachte über Martin Luther und hatte auch veranlasst, sich aller Nonnen anzunehmen, die das Klosterleben hinter sich lassen wollten – und das waren viele.

Als Katharina in Wittenberg angekommen war, bemühte sich Luther persönlich, einen Ehemann für sie zu finden. Das sollte sich als schwierig erweisen. Bei einem waren die Eltern dagegen, der andere bevorzugte dann doch eine andere, den dritten lehnte sie ihrerseits ab. In einem Gespräch soll sie geäußert haben, dass sie nicht nein sagen würde, wenn Dr. Luther sie zur Frau haben wollte. Er, der erst gar nicht vorhatte zu heiraten, lernte in diesen Monaten Katharinas Vorzüge schätzen und hielt schließlich tatsächlich um ihre Hand an. Sie heirateten am 13. Juni 1525. Katharina eroberte Martins Herz, indem sie ihn in allem unterstützte, seine theologische Gesprächspartnerin war und sich um seine Gesundheit kümmerte. Vor allem aber wirtschaftete sie so hervorragend, dass dem immer größer werdenden Haushalt nie das Geld ausging. Die Familie Luther wurde zu einer christlichen Herberge für Freunde, Arme, Hilfsbedürftige, Studenten, Vertriebene und Erkrankte.

Katharina von Bora schrieb einmal: Ich muss mich in viele Teile zerlegen und an vielen Orten zugleich sein. Ich bin Bäuerin, Köchin, Kuhmagd, Gärtnerin, Winzerin, Almosengeberin an alle Bettler in Wittenberg und die Doktorissa, die sich ihres berühmten Gatten würdig zeigen soll und mit 200 Gulden Jahresgehalt viele Gäste zu bewirten hat.

Katharina und Martin bekamen sechs Kinder, die sie gemeinsam im fröhlichen Glauben an den barmherzigen Gott erzogen.

Sechs Jahre nach dem Tod ihres Mannes musste Katharina wegen einer Seuche Wittenberg verlassen. Dabei kam es zu einem Kutschenunfall, bei dem sie an der Hüfte stark verletzt wurde. Davon erholte sie sich nicht wieder. Ein paar Monate später zog sie sich eine Lungenentzündung zu und wurde bettlägerig. Sie fror ununterbrochen, auch wenn liebende Hände ständig für warme Backsteine sorgten. Einigen bezeugte sie eines Tages: „Mein Martin hat Recht gehabt, als er über unsere Haustür schreiben ließ: Vivit – er lebt!“ Dann schlief sie vor Erschöpfung ein. Zwei Stunden später wurde sie aus dem Schlaf heraus vom Heiland heimgerufen.

GEBET: Herr Jesus Christus, danke für dein Evangelium! Du hast mir durch dein Leiden und Auferstehen Gottes Gnade gebracht und schenkst mir Vergebung der Sünden, ewiges Leben und Seligkeit. Gib mir deinen Heiligen Geist, damit er in mir den Glauben an dich stärkt und mir die Freude schenkt, durch die Taufe Gottes Kind zu sein. In dieser fröhlichen Gemeinschaft mit dir, meinem Herrn, lass mich immer leben. Ich diene dir gerne. Lass mich immer die Kraft des Evangeliums empfinden.

Lars Olsen Skrefsrud

Der hoch begabte Norweger (1840-1910) geriet erst auf die schiefe Bahn und fand dann in Indien seine Lebensaufgabe.

Bemühe dich nicht, reich zu werden; da spare deine Klugheit! Du richtest deine Augen auf Reichtum und er ist nicht mehr da; denn er macht sich Flügel wie ein Adler und fliegt gen Himmel... Höre, mein Sohn, und sei weise und richte dein Herz auf den rechten Weg. Sprüche 23,4-5.19

„Hey, Lars! Was sollen wir jetzt machen? Du hast doch bestimmt einen Plan!“

Die anderen sahen alle auf ihn. Ja, er hatte es weit gebracht. Immer einen passenden Spruch auf den Lippen, nie um einen Rat verlegen. So hatte er es geschafft, Anführer dieser Jugendbande zu werden. Lars sah um sich. Jeder einzelne, der bei ihm war, erhoffte sich ein paar Münzen mehr in der Tasche. Sie hatten schon einige Einbrüche erfolgreich hinter sich gebracht, das weckte die Gier. Vor nichts machten sie mehr Halt. Sie waren viel zu schlau und zu schnell für die Polizei. Jetzt kam die Bank in Lillehammer dran.

„Na gut, dann wollen wir mal. Kommt rüber! Ich habe euch was mitgebracht...“ Lars ging vor, und schon beugten sich die Köpfe im Schein der Lampe über die Pläne, die ihr Anführer gezeichnet hatte.

Lars Olsen Skrefsrud war auf die schiefe Bahn geraten. Seine Mutter war früh gestorben. Mit acht Geschwistern war Lars nun auf seinen Vater angewiesen. Der trank reichlich Alkohol. Lars erlernte den Beruf des Kunstschmieds, und sein Vater wurde auch sein Ausbilder. An ein Studium war nicht zu denken. Das konnte sich die Familie nicht leisten.

Bei dem Banküberfall wurde Lars erwischt und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Während der Haft las er viel, auch die Bibel. Er war lernbegierig. So bekam sein Leben eine Wende. Er fand zum Glauben und fühlte eine innere Berufung, Missionar zu werden. Er lernte Englisch, Deutsch und Latein; auch las er das Neue Testament auf Griechisch. Mit Anfang 20 kam er frei.

Lars besuchte von 1861 bis 1863 eine Missionsschule in Deutschland, für die er anschließend bis 1865 in Indien arbeitete. Er erlernte die Sprache der Santal, dem Volk, mit dem er lebte. Mit einem Mundspiegel beobachtete er genau, wie die Einheimischen Mund und Zunge bewegten, um die einzelnen Laute aussprechen zu können. Sobald er sich verständigen konnte, begann er zu predigen. Schon bald bekehrten sich die ersten Einheimischen. Lars entwickelte ein Santali-Alphabet und brachte ihnen Lesen und Schreiben bei. Er übersetzte einige Teile der Bibel und komponierte Lieder für die jungen Christen. Ihm war wichtig, dass die Neubekehrten in ihren Dörfern wohnen blieben. Die Santal sollten auch nicht ihre Sitten und Gebräuche aufgeben. Lars wollte ihnen nur das Christentum bringen, nicht die europäische Kultur. 20.000 Santals wurden von ihm getauft. Lars' Einsatz für die Santals war vielfältig: Er hatte nicht nur eine Schrift für ihre Sprache entwickelt und die Evangelien übersetzt, sondern er gründete auch Schulen, in denen die Santals neben Lesen und Schreiben auch Landwirtschaft und Schreinerei lernen konnten. Als sie von ihren Nachbarvölkern bedrängt wurden, leistete er ihnen Beistand.

In den letzten zehn Lebensjahren war Lars Olsen Skrefsrud durch einen Schlaganfall halbseitig gelähmt. Dennoch war er weiter unermüdlich für das Volk der Santals tätig. Er starb am 11. Dezember 1910 und wurde in Benagaria (Indien) begraben.

GEBET: Herr, behüte mich davor, gierig zu sein und Reichtum anzuhäufen. Lass mich nicht auf die schiefe Bahn geraten, sondern mein Leben auf deinen Wegen gehen.

Lea

Jakobs ungeliebte Ehefrau lernte im zweiten Jahrtausend vor Christus, dankbar und ohne Bitterkeit mit Gottes Liebe zu leben.

Laban sagte: Halte mit Lea die Hochzeitswoche, so will ich dir die andere auch noch geben für den Dienst, den du bei mir noch weitere sieben Jahre leisten sollst. Das tat Jakob und hielt die Hochzeitswoche. Da gab ihm Laban seine Tochter Rahel zur Frau... So ging Jakob auch zu Rahel ein und hatte Rahel lieber als Lea; und er diente bei ihm noch weitere sieben Jahre.

1. Mose 29,27-28.30

Die Hochzeit war ein rauschendes Fest gewesen. Dass die Braut einen blickdichten Schleier trug, steigerte Jakobs Vorfreude auf die Hochzeitsnacht. Endlich durfte er seine geliebte Rahel für sich haben. Unter dem Gesang der Gäste ging das Brautpaar zum Hochzeitszelt. Jakob hielt die Plane für seine Frau hoch. Blütenduft strömte ihnen vom Ehebett entgegen. Lea zitterte unter ihrem Schleier. Wann würde der Schwindel herauskommen? Sollte sie sich gegen den Willen ihres Vaters zu erkennen geben? Vorsichtig löschte sie die einzige Kerze im Zelt. Jakob fand das rührend. Wie scheu seine junge Frau noch war! Behutsam näherte er sich ihr.

Nach der Hochzeitsnacht kam das böse Erwachen: Jakob schaute nicht in Rahels Gesicht, sondern in das ihrer Schwester Lea. Der getäuschte Jakob ging sofort zu seinem Schwiegervater: „Ich fasse es nicht! Was hast du mir angetan? Ich will Rahel zur Frau!“

Laban verstand Jakobs Aufregung nicht: „Lea ist doch auch eine gute Frau. Ich bin ein guter Vater und wollte zuerst die Ältere verheiraten.“

„So ein Betrug!“, zürnte Jakob. „Sieben Jahre habe ich für dich gearbeitet, damit ich Rahel bekomme. Alles vergeblich.“

Jakob ließ nicht locker, er wollte Rahel noch immer. Schließlich einigte er sich mit Laban darauf, dass er weitere sieben Jahre für ihn arbeitete und dafür

auch Rahel zur Frau erhielt. Schon sieben Tage nach der Hochzeit mit Lea konnte er sie heiraten; länger dauerten die Flitterwochen damals nicht. Die restlichen sechs Jahre und 51 Wochen musste Jakob dann noch abarbeiten. Der Lohn, den er in dieser Zeit als normaler Knecht verdient hätte, wäre sehr viel höher gewesen als der Brautpreis, den Laban hätte fordern können. Trotz alledem ging Jakob froh ans Werk, und die sieben Jahre vergingen ihm wie im Flug.

Jakob wurde Vater von zwölf Söhnen. Doch das war kein Happy-End einer Dreiecksbeziehung, im Gegenteil. Jakob liebte Lea nicht, aber Gott tröstete sie, indem er ihr viele Kinder schenkte. Rahel dagegen blieb lange Zeit unfruchtbar. Lea brachte einen Sohn nach dem anderen zur Welt. Sie war jedes Mal fest überzeugt: „Jetzt wird mich Jakob lieb haben.“ Aber er liebte Lea noch immer nicht. Sie wusste, dass Gott ihre Traurigkeit sah, und empfand jedes ihrer Kinder als Trost. Sie hatte so lange nach Jakobs Zuneigung gesucht und war immer wieder enttäuscht worden. Sie war und blieb ungeliebt, nur geduldet.

Nun suchte Lea Gottes Nähe. Sie lernte, ihr Herz bei Gott auszuschütten. Lea wurde klar: Wenn mein Mann mich auch nicht liebt – von Gott werde ich auf jeden Fall geliebt. Sie dankte dem Herrn von ganzem Herzen. Nachdem sie ihren vierten Sohn geboren hatte, nannte sie ihn Juda („Lobpreis“), weil sie als abgelehnte Ehefrau nun erst recht Gott preisen wollte. Keiner sollte ihr nachsagen, dass sie den Kopf hängen ließ. Nachdem sie Rahel oft das Leben schwer gemacht hatte, besann sie sich neu und hielt trotz vieler Meinungsverschiedenheiten mit ihrer Schwester zusammen, besonders in Notzeiten.

Lea zeigt, wie man mit Problemen und Anfechtungen umgehen kann, auch wenn man Fehler gemacht hat. Jakobs Zurückweisung ließ Lea ein Leben in Demut führen. Aber sie wurde nicht verbittert, sondern blieb mit Gott im Gebet verbunden. Sie vertraute ihm ihr Leben an.

GEBET: Herr, lass auch mich immer wieder den Mut finden, neu anzufangen, wenn ich gesündigt habe. Ich weiß: Du vergibst mir, wenn ich dich darum bitte. Hilf mir, im Gebet mit dir verbunden zu bleiben. Ich will dir danken,

auch wenn es in meinem Leben nicht so läuft, wie ich es erhoffe. Ich vertraue dir.

P. S.: Leas Sohn Juda ist der Vorfahre, von dem Jesus Christus, der Heiland der Welt, abstammt. So ist Lea in direkter Linie mit Jesus verwandt. – Beachtlich ist, dass am Ende nicht Jakobs geliebte Frau Rahel neben ihm zur letzten Ruhe gebettet wurde, sondern Lea – und das auf Jakobs Wunsch hin!

Lucia

Die mutige Römerin (283–304) fand bei einem lebensgefährlichen Verhör die richtigen Worte.

Christus spricht: *Wenn sie euch führen werden... vor die Machthaber und die Obrigkeit, so sorgt nicht..., was ihr sagen sollt; denn der Heilige Geist wird euch in dieser Stunde lehren, was ihr sagen sollt.* Lukas 12,11-12

Lucia und ihre Mutter gingen nebeneinander zum Friedhof von Syrakus (Sizilien). Alte Bäume streckten ihre Zweige aus und spendeten Schatten. Lucia war gerne dort. Es gab eine Anzahl von Gräbern, in denen Menschen bestattet lagen, die wegen ihres christlichen Glaubens umgebracht worden waren. Lucias Mutter konnte Spannendes erzählen. Zu jedem Schicksal wusste sie etwas zu berichten. Ihr war es wichtig, dass der Glaube und die Liebe zu Jesus Christus ins Herz ihrer Tochter einzogen. Der römische Kaiser Diokletian drohte allen Christen mit Folter und Tod durch den Henker. In einer solchen Zeit musste der eigene Glaube stark sein.

Lucia entschied sich schon früh, unverheiratet zu bleiben. Sie setzte ihre ganze Kraft und ihr ganzes Geld für die Versorgung von Witwen und Waisen ein. Ihr Vater aber hatte andere Pläne. Er schlug eine Verbindung mit einem reichen jungen Mann vor, der aus einer angesehenen Familie kam. Allerdings war er kein Christ. Lucia war nicht glücklich darüber. Die Verlobung wurde bekanntgegeben, aber Lucia versuchte, die Hochzeit zu verhindern. Es dauerte nicht lange, da merkte der Bräutigam, dass seine Braut ihn nicht liebte und dass ihm dadurch auch Lucias Vermögen verloren ging. Zornig erschien er vor

dem Statthalter Paschasius und verklagte seine Verlobte als heimliche Christin. Sofort zitierte Paschasius die junge Frau vor seinen Richterstuhl.

Als Lucia vor dem Machthaber stand, donnerte er los: „Du wirst des christlichen Glaubens angeklagt. Beweise mir das Gegenteil und opfere den Göttern deines Volkes.“

Lucia antwortete mutig: „Ich habe nichts anderes getan, als dem lebendigen Gott geopfert, indem ich von meinem Reichtum etwas für die Armen abgegeben habe.“

Paschasius erwiderte: „Gehorche dem Kaiser und opfere ihm!“

Lucia sagte: „Du gehorchst dem Befehl des Kaisers, ich gehorche dem dreieinigen Gott. Also mach, was du für richtig hältst, und ich will so handeln, dass Gott Freude an mir hat.“

Paschasius drohte: „Unter der Peitsche werden deine vorlauten Worte ein Ende haben.“

Lucia ließ sich nicht beirren: „Das Wort des Herrn verliert nie seine Macht.“

Paschasius forschte weiter: „Willst du damit sagen, dass deine Worte Gottes Worte sind?“

Lucia erklärte freimütig: „Ich bin Gottes Kind, darum rede ich Gottes Wort. Er hat versprochen: Wenn sie euch führen werden vor die Machthaber und die Obrigkeit, so sorgt nicht, was ihr sagen sollt; denn der Heilige Geist wird euch in dieser Stunde lehren, was ihr sagen sollt.“

Paschasius wusste keine Antwort mehr. Er befahl, Holz um Lucia zu legen und es anzuzünden. Als die Flammen hoch loderten, stand sie unversehrt mittendrin. Alle Anwesenden hörten ihre Stimme: „Ich habe Christus gebeten, mich im Feuer zu behüten, und er hat mich erhört!“ Da erscholl plötzlich ein Ruf aus der Menge: „Groß ist der Gott der Christen!“ Das konnte Paschasius nicht auf sich sitzen lassen. Er befahl dem Scharfrichter, Lucia mit dem Schwert zu erstechen. Obwohl der Befehl sofort ausgeführt wurde, blieb Lucia

noch so lange am Leben, dass sie das Abendmahl gereicht bekommen konnte. Lucia starb im Alter von 21 Jahren.

GEBET: Herr, danke, dass du auch in den schlimmsten Momenten meines Lebens an meiner Seite bist. Gib mir das feste Vertrauen, dass du mir immer die passenden Worte schenkst, wenn es darum geht, von dir zu reden und zu bezeugen, dass ich zu dir gehöre.

Maria Magdalena

Die Frau aus Magdala hatte eine besondere Begegnung mit dem auferstandenen Jesus.

Maria stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, schaute sie in das Grab und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den anderen zu den Füßen, wo sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

Johannes 20,11-13

„Nein, nein, nein!“ Anderes zu denken war Maria nicht fähig. Sie konnte kaum sehen, wohin sie ihre Schritte setzte, so sehr verschleierten die Tränen ihren Blick. Immer wieder wischte sie sich über das Gesicht. Sie war fassungslos und verwirrt: Der Stein war zur Seite gerollt, das Grab war leer!

Vor drei Tagen war Jesus hingerichtet worden – „mein Meister“, wie sie ihn liebevoll nannte. Der Schmerz, der sie seit diesem Tag begleitete, war unbeschreiblich. Sie hatte trotz der Gefahr, verhaftet zu werden, neben Jesu Mutter unterm Kreuz gestanden. Die Kreuzigung war die römische Todesstrafe für politische Unruhestifter. Wer mit denen sympathisierte, riskierte dasselbe Schicksal. Auch Frauen wurden gekreuzigt. Doch solche Gedanken ließ Maria nicht zu. Seit Jesus den sieben bösen Geistern befohlen hatte, aus ihr herauszufahren, weil sie Höllenqualen unter ihnen litt, folgte sie ihm nach. Sie hatte mit anderen Jüngerinnen für den Lebensunterhalt von Jesus und seinen zwölf Aposteln gesorgt. Sie liebte ihren Heiland bedingungslos und

blieb in seiner Nähe, bis er in das Felsengrab gelegt worden war und mehrere Männer einen riesigen Stein davor gewälzt hatten. Voller Ungeduld hatte sie auf den Einbruch der Dunkelheit am Samstagabend gewartet, der das Ende des Sabbats einläutete. Jetzt machten die jüdischen Geschäfte wieder auf. Sie wollte unbedingt Salböl kaufen. Es drängte sie, Jesus diesen letzten Liebesdienst zu erweisen: den Leichnam einzubalsamieren. Kaum war am Sonntagmorgen die Dämmerung angebrochen, hatte sie sich auf den Weg zum Grab gemacht.

Und nun das: Irgendjemand hatte ihren Herrn weggenommen. Das musste sie unbedingt den anderen Jüngern erzählen. Sie beeilte sich. Und dann das: Keiner glaubte ihr! Zwei Jünger wollten das mit eigenen Augen sehen und veranstalteten einen Wettlauf zum Grab. Sie fanden alles so, wie Maria es berichtet hatte. Aber keiner verstand so recht, was da vor sich gegangen war. Deshalb gingen sie ratlos wieder nach Hause.

Maria blieb dort. Weinend sah sie in das Grab und erkannte zwei Engel. Als wäre es das Normalste von der Welt mit Engeln zu sprechen, erklärte sie ihnen den Grund ihrer Traurigkeit. Dabei drehte sie sich um und sah einen Mann, den sie für den Gärtner hielt. Sie fragte ihn: „Hast du ihn weggetragen?“

Jesus entgegnete nur ein Wort: „Maria.“

Eine Welle unbändiger Freude durchschoss sie. Sie wandte sich ihm ganz zu, streckte die Hände nach ihm aus. Sie musste verhindern, dass sie noch einmal von ihrem Meister getrennt werden würde. Eilig lief sie auf ihn zu. Jesus las in ihrem Herzen. Aber wenn es nach Marias Willen ginge, würde er das Werk nicht zu Ende bringen können, weswegen er auf die Welt gekommen war: nämlich die Menschen selig zu machen. Er musste erst wieder in die Herrlichkeit seines Vaters zurückkehren. Deshalb sagte er: „Rühre mich nicht an!“ Damit meinte er: Du musst mich gehen lassen, mich loslassen; halte mich nicht auf! Aber er gab ihr einen wichtigen Auftrag: „Geh hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“

Maria ging sofort los und verkündete den Jüngern: „Ich habe den Herrn gesehen, und ich soll euch was Wichtiges von ihm sagen!“ Dann berichtete sie aufgeregt. Bis zu seiner Himmelfahrt begegnete sie Jesus noch einige Male.

Es ist von Maria bekannt, dass sie aus Magdala stammte. Daher rührt auch ihr Beiname Magdalena. Kein männlicher Verwandter wird im Zusammenhang mit ihr erwähnt. Das lässt darauf schließen, dass sie nicht verheiratet war und dass ihre Angehörigen nicht zu der Bewegung um Jesus Christus gehörten. Aber sie hatte unter den Frauen eine besondere Stellung, denn die Listen der Jüngerinnen im Neuen Testament werden jedes Mal von ihr angeführt. Sie, eine Frau, war die erste Zeugin des auferstandenen Jesus.

GEBET: Christus, mein Heiland, ich möchte Liebe zu dir haben wie diese Frau. Eine dicke Scheibe von ihrer Hingabe an dich möchte ich mir abschneiden. Denn ich kann dir nicht genug danken, dass du vom Tod auferstanden bist und dich durch nichts davon abhalten liebst. Das hast du auch mir zugut getan. Ich preise deinen Namen und will dir von ganzem Herzen folgen.

Markus

Der Evangelist, Bischof und Märtyrer hat den Apostel Paulus einmal schwer enttäuscht.

Jesus sagte: „Ihr seid ausgezogen wie gegen einen Räuber mit Schwertern und mit Stangen, mich zu fangen. Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen und habe gelehrt, und ihr habt mich nicht ergriffen. Aber so muss die Schrift erfüllt werden.“ Da verließen ihn alle und flohen. Ein junger Mann aber folgte ihm nach, der war mit einem Leinengewand bekleidet auf der bloßen Haut; und sie griffen nach ihm. Er aber ließ das Gewand fahren und floh nackt davon.

Markus 14,48-52

„Gute Nacht, Mutter, es tat gut, mal wieder mit dir zu reden.“ Markus gab seiner Mutter einen Kuss und ging die Treppe hoch. Durch die Fenster wehte der Duft der Blütendolden herein, die an den Olivenbäumen hingen. Markus

stützte sich auf den Fenstersims und schaute in den Garten Gethsemane. Seine Gedanken hörten nicht auf zu kreisen. Es gab immer mehr Unruhen in Jerusalem. Die Menge der Juden, die die Angelegenheit mit Jesus Christus entgültig aus der Welt schaffen wollten, wurde immer größer. Dieser Mann entwickelte sich langsam zu einem echten Störenfried.

Auch heute traf er sich wieder mit einigen seiner Jünger, hier in diesem Garten. Es war trotz der nächtlichen Stunde immer noch sehr warm. Markus legte sich unbedeckt schlafen. Bereits nach ein paar Stunden wachte er wieder auf. Was war das für ein Tumult da draußen? Schlaftrunken griff er nach seinem Gewand und schlang es um sich, während er die Treppe runter lief. Hinter der Hausecke versteckt beobachtete er das Geschehen aus der Ferne. Das durfte nicht wahr sein! Jesus wurde gefangen genommen! Einer der Soldaten stand verletzt da, Petrus hielt ein Schwert in der Hand, und einige Jünger suchten das Weite. Die Häscher des Hohepriesters suchten die Gegend nach weiteren Anhängern von Jesus ab. Markus drückte sich an die Hauswand, tief in das Dunkel hinein. Es musste doch möglich sein, Jesus unerkannt bei dem, was ihn jetzt erwarten würde, zu begleiten. Markus machte einige vorsichtige Schritte aus dem Versteck heraus und lief der Gruppe Soldaten, die Jesus gefesselt abführten, hinterher. Doch es war zu spät. Einer hatte ihn entdeckt und kam hinter ihm her. Erst als der nach seinem Gewand griff, ließ Markus es von den Schultern gleiten und rannte nackt um sein Leben. —

Markus war ein zum Christentum konvertierter Jude. Wahrscheinlich geschah dieser Schritt nach Pfingsten aus dem engen Kontakt zu Petrus heraus, der ihm genau erzählte, was er mit Jesus erlebt hatte. Wenn es nötig war, half Markus ihm als Dolmetscher aus. Als die Gemeinden in Rom Petrus baten, er solle doch alle seine Berichte über Jesus aufschreiben, hat Markus das für ihn erledigt. So wurde der Grundstein für das Markus-Evangelium gelegt. Im damaligen Sprachgebrauch bedeutete „Evangelium“ (auf Deutsch „gute Nachricht“) den Bericht über ein besonderes Ereignis, wie z. B. die Geburt eines kaiserlichen Kindes, den Sieg kaiserlicher Truppen im Krieg oder die Krönung einer neuen Majestät. Indem Markus sein Werk „Evangelium“ nannte, stellte er klar, dass Jesus Christus Gottes Sohn war. Der lebte und wirkte in Israel, aß und trank, weinte und wurde zornig, predigte den Men-

schen und heilte sie, starb zuletzt den schmachlichen Tod am Kreuz und erstand am dritten Tag aus dem Grab. Dieser Mann stand dem Kaiser in nichts nach, sondern übertraf diesen sogar noch an Wichtigkeit.

Nachdem Jesus auferstanden war und die Jünger begannen, seinen Missionsbefehl in die Tat umzusetzen, begleitete Markus seinen Cousin Barnabas sowie den Apostel Paulus auf deren erster Missionsreise. Doch aus irgendwelchen unrühmlichen Gründen trennte er sich unterwegs von ihnen und kehrte nach Jerusalem zurück. Wahrscheinlich fürchtete er sich vor den Gefahren, denen sie in den fernen Ländern als Christen ausgesetzt sein würden. Paulus ärgerte sich so sehr darüber, dass er nicht mehr mit Markus zusammenarbeiten wollte. Später versöhnten sie sich aber wieder. Barnabas war nachsichtiger und reiste mit Markus dann noch nach Zypern.

Markus wandte sich später nach Alexandrien (Ägypten), gründete dort die christliche Kirche und wurde deren erster Bischof. Um die Feier des Heiligen Abendmahls ungestört feiern zu können, legte er einen Ablauf fest. Auf der Grundlage dieser Liturgie wird heute noch in vielen christlichen Kirchen die Messe zelebriert.

Auch in Alexandrien hatten die Christen einen schweren Stand. Eines Sonntags drangen während des Gottesdienstes Heiden in die Kirche ein, nahmen Markus mit sich, fesselten seine Füße mit Stricken und schleiften ihn so bis zum Abend durch die Stadt. Dann warfen sie ihn ins Gefängnis und wiederholten ihr grausames Spiel am nächsten Tag so lange, bis er verstarb. Danach wurde ein Scheiterhaufen errichtet, auf dem sein Leichnam gelegt wurde. Aber ein heftiger Regen verhinderte das Feuer. Die Heiden verloren das Interesse an dem Spektakel und verzogen sich. Die Christen nahmen Markus' Leichnam und bahrten ihn in der Kirche auf, wo noch viele Menschen von ihm Abschied nehmen konnten.

GEBET: Herr, unser Gott, du hast Markus ausgesucht, um dein Heil zu verkünden. Schenke mir, dass ich gerne diese Botschaft höre und meinem Herrn Jesus Christus treu nachfolge. Steh allen Pastoren und Missionaren zur Seite, damit sie fröhlich und ungehindert dein Evangelium verkünden. Lass nicht zu, dass der Verkündigung ein Hindernis in den Weg gelegt wird. Und lass mich

selbst aus dieser Predigt immer wieder neue Kraft schöpfen. Barmherziger Gott, danke, dass du Menschen zu diesem Dienst berufst. Bleib mit deinem Heiligen Geist bei mir, damit mein Glaube gefestigt wird und ich mich nach deinem Willen entwickeln kann. Ich möchte dich, meinen himmlischen Vater, immer mehr erkennen und dich in allem, was ich plane, vor Augen haben. Darum bitte ich durch Christus, meinen Herrn.

Mathilda Wrede

Die Finnin (1864–1928) brachte vielen Strafgefangenen Hoffnung.

Christus spricht: Wenn der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, ... wird der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! ... Denn ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen... Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

Matthäus 25,31a.34.36b.40b

Mathilda war die Tochter des Gouverneurs und erlebte häufig Begegnungen mit Gefangenen. Als oberster Beamter des Bezirks Wasa in Finnland hatte ihr Vater sich u. a. um die Angelegenheiten der Gefängnisinsassen zu kümmern.

Es war Heiligabend. Das Haus des Generals war festlich erleuchtet. Der Vater nahm die Bibel in die Hand und las die Weihnachtsgeschichte vor. Dann machte er es sich in seinem Lieblingssessel bequem. Nach einer Weile setzte sich Mathilda zu ihm auf die Sessellehne.

„Heute ist Weihnachten, Vater“, sagte sie, „und ich habe einen besonderen Wunsch.“

„Dann heraus damit!“

„Ich möchte die Erlaubnis bekommen, alle Gefangenen des Wasa-Gefängnisses zu besuchen.“

Der Vater ließ seine Pfeife sinken. „Ich weiß nicht... Du als junges Mädchen zwischen all diesen rauen, teilweise gewalttätigen Männern?“

„Ich möchte ihnen von Jesus erzählen.“

Dem Vater wurde das Herz schwer. Er rang mit sich. Nach einigen Minuten atmete er tief durch.

„Gut, aber der jeweilige Aufseher muss dabei sein.“

Mathilda umarmte ihren Vater dankbar. „Vater! Das ist die größte Weihnachtsfreude, die du mir machen konntest.“

Mathilda machte sich mehr und mehr mit ihrer selbst gewählten Aufgabe vertraut. Sie spürte, dass sie von den Sträflingen mit Freude erwartet wurde. Sie wurde geachtet und geliebt, denn sie scheute sich nicht, auch Sterbenden beizustehen. Sogar zu Tobsüchtigen traute sie sich in die Zelle. Kein Schmutz und Gestank konnte sie fernhalten, Mathilda trat überall ein.

Mathilda Wrede wurde bald über Wasas Grenzen hinaus bekannt. Als sie zwanzig Jahre alt war, bekam sie von der Regierung die Erlaubnis, die Gefangenen in ganz Finnland zu besuchen.

Einige Jahre später, wieder um die Weihnachtszeit, war Mathilda auf dem Weg ins Gefängnis und trug einen großen Korb voller Bücher und Spruchkarten, die von der frohen Botschaft von Weihnachten erzählten, dazu selbst gebackene Kekse, Tannenzweige und Strohsterne. All dies wollte sie verschenken. Sie hatte ihren Besuch vom Gefängnisdirektor ankündigen lassen, denn sie wusste, dass auch bei den Sträflingen Vorfreude die größte Freude war. Was sie aber nicht wusste: Die Männer hinter den dicken Mauern hatten sich ebenfalls Gedanken gemacht, wie sie Mathilda überraschen könnten. Die Idee kam von denen, die in der Bäckerei der Anstalt arbeiteten. Zu Weihnachten bekam jeder Gefangene ein bisschen Zucker und Milch zum üblichen Weißbrot. Jeder wollte davon etwas abgeben. Die Frau des Gefängniswärters gab ihnen noch ein Päckchen Hefe dazu. Sie machten sich gleich an die Arbeit. Schon bald strömte ein herrlicher Duft durch die Anstaltsgänge. Als Mathilda kam, reichte sie jedem die Hand.

„Manch einer von Ihnen mag heute besonders traurig sein“, sagte Mathilda, als sich alle im Speisesaal hingesetzt hatten. „Vielleicht traurig über Ihre Sünde und Schuld. Aber gerade für die Traurigen ist die Weihnachtsbotschaft bestimmt. Der Engel sagte den Hirten: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren!“ Sie erzählte, dass durch diese Weihnachtsbotschaft allen Sündern Rettung angeboten wird.

Zögernd fragte einer: „Fräulein, glauben Sie, dass Gott allen Menschen helfen kann?“

„Ja, das glaube ich und darauf vertraue ich.“

„Ich möchte gerne ein anderer Mensch werden. Beten Sie mit mir!“

Da schloss Mathilda die Augen und sprach ein Gebet. Als sie aufschaute, sah sie, dass manch anderer mitgebetet hatte.

Da meldete sich der Erste wieder. „Es ist eine große Freude in mir. Ich glaube gewiss, dass ich mich mit Gottes Hilfe ändern kann.“

Dann überreichten sie Mathilda den noch warmen Hefezopf. Ihr fehlten die Worte. Zum Abschied drückten sie ihr so fest die Hand, dass es schmerzte. Aber sie freute sich über diese derbe Art von Dank und Zuneigung.

Mathilda war der festen Überzeugung, dass sie in jedem dieser Menschen Jesus Christus selber begegnete. Im Hinblick auf ihr Tun äußerte sie einmal: „Ich bin dabei unendlich glücklich. Ich glaube, es gibt keinen glücklicheren Menschen auf der Welt als mich.“

GEBET: Herr Jesus Christus, hilf mir, nicht an der Not anderer vorbeizugehen, wenn sie mir begegnet. Keiner meiner Mitmenschen soll mir gleichgültig sein, denn in jedem begegne ich dir. Ich weiß, dass ich dir Freude mache, wenn ich mich Menschen zuwende, die du auf meinen Weg schickst. Ich möchte es lernen, andere zu lieben und ihnen zu helfen – aus Dankbarkeit, weil du mein Herr bist. Lass mich unter denen zu deiner Rechten sein, wenn du am Jüngsten Tag wieder kommst.

Matthias Claudius

Der rastlose Hamburger (1740 bis 1815) lebte seinen Glauben als Redakteur und Familienvater.

Ein fröhliches Herz macht ein fröhliches Angesicht; aber wenn das Herz bekümmert ist, entfällt auch der Mut. Sprüche 15,13

Die Bratäpfel zischten leise im Ofen und verbreiteten einen leckeren Duft, der durchs ganze Haus zog. Draußen fiel der erste Schnee. Es war November. Matthias Claudius stand am Fenster und sah in den Garten. Er lächelte, als er die vielen Kinderfüße vernahm, die durch den verheißungsvollen Geruch angelockt wurden.

„Wir feiern das Herbstlingsfest! Hurra!“ Die Stimmen seiner elf Kinder schwirrten durcheinander. Familie Claudius feierte jede beginnende Jahreszeit mit einem kleinen Fest. So war es Tradition, den allerersten Schnee mit Bratäpfeln zu begrüßen. Mit zappeligen Beinen saßen die Kleinsten schon erwartungsvoll auf ihren Stühlen. Es dauerte nicht lange, dann schmausten alle mit vollen Backen vergnüglich die Herrlichkeiten aus dem eigenen Garten.

Obwohl sie in bescheidenen Verhältnissen lebten und oft von Geldnot bedroht waren, lebten Matthias und Rebekka Claudius fröhlich und unbeschwert. Gastfreundschaft, Geselligkeit, Freude an Gottes Gaben und ein großes Gottvertrauen prägten das Familienleben. Die Eltern liebten sich sehr. In sein Tagebuch schrieb Matthias Claudius am Hochzeitstag: „Nun habe ich meine drei H: Hof, Heimat, Hausfrau, und wenn das vierte H, der Herr, dabei ist und bleibt, so kann ich restlos glücklich sein.“

So ausgeglichen und zufrieden war Matthias Claudius nicht immer gewesen. Bevor er Rebekka kennengelernt hatte, brach er ein Theologie- und dann ein Jurastudium ab und war gezwungen, mehrmals aus finanzieller Not ein paar Jahre zu den Eltern zu ziehen. Er übte eine Fülle von Berufen und Tätigkeiten aus: Sekretär, Redakteur, Student der Betriebswirtschaftslehre, Amateur-

theologe, Militärverwalter, Oberlandeskommissar, Rezensent, Gärtner und Übersetzer.

Endlich, im Jahr 1770, erhielt Matthias ein interessantes Angebot. Vor den Toren Hamburgs erschien eine neue Zeitung, der „Wandsbecker Bote“. Matthias Claudius wurde der Redakteur dieses Blattes. Er prägte vor allem die Seite „Gelehrte Sachen“ und füllte sie mit eigenen Gedichten, Liedern, Theaterkritiken, Anekdoten, Spottversen, Salbenrezepten, Kalendergeschichten, Hochzeitsgesängen, Empfehlungsversen, Wiegenliedern und Merksprüchen. Die Zeitung sollte einen Kontrast zur üblichen Hamburger Presse bilden.

Mutig nahm sich Matthias Claudius die Freiheit, um kritisch über Sklavensarbeit und Sklavenhandel zu schreiben, die manch einen Bewohner Hamburgs in Übersee zu Reichtum gebracht hatten. Als Christ nutzte er seine Chance und forderte die gerechte Behandlung dieser Menschen. Damit fand er allerdings keine große Zustimmung. Vielleicht war dies ein Grund dafür, dass der Wandsbecker Bote keinen kommerziellen Erfolg hatte, aber darüber zerbrach Matthias sich nicht den Kopf.

Mit den Redakteuren und dem Herausgeber des Wandsbecker Boten gab es ein Krisengespräch. Die Zeitung erschien viermal pro Woche, kam aber nie über 400 Exemplare hinaus. Das sollte geändert werden. „Unterhaltung“ war das Stichwort. Es sollte fortan nur noch gedruckt werden, was die Leser unterhielt.

Matthias Claudius saß an seinem Schreibtisch und schüttelte den Kopf. Er ritt nicht mit auf dieser Welle. Er schrieb über Dinge, die ihm wichtig waren. Das war der Grund, warum nun auch zunehmend theologische Themen auf der Seite des Boten behandelt wurden, für die Matthias Claudius verantwortlich war. So schrieb er zum Thema Abendmahl:

Das Heilige Abendmahl ist ein Geheimnis. Darum wollen wir demütig vor der Tür dieses Geheimnisses stehenbleiben und hören, was die Bibel dazu sagt. Das Neue Testament drückt sich klar aus: Der Leib und das Blut Christi sind das Reinigungs- und Erlösungsmittel für den gefallen Menschen („Wenn

ihr nicht das Fleisch des Menschensohns esst und sein Blut trinkt, so habt ihr kein Leben in euch“ – Johannes 6, 53). Wir mögen das nun verstehen oder nicht – nach der Bibel muss der Mensch diese Gaben genießen, wenn er genesen will. Entweder – oder! Wir müssen die Bibel zerreißen oder festhalten an dem Bekenntnis: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden.“ Dass wir die ganze Sache nicht verstehen, heißt nicht, dass sie falsch ist. Wir genießen jeden Tag Gutes, das wir nicht verstehen. Wir atmen und verdauen und verstehen nichts davon. Wir verstehen auch die Medizin nicht, die wir einnehmen, und doch hilft sie uns und rettet uns bisweilen das Leben. Christus schenkte das Abendmahl seinen Jüngern am letzten gemeinsamen Abend, als er von ihnen Abschied nahm. „Mich hat herzlich verlangt“, sagte er zu den Zwölfen, „dies Passalamm mit euch zu essen, ehe ich leide.“ Daran sieht man, dass er sie bis ans Ende liebte. Man kann sich nicht satt daran lesen: Obwohl er den schweren Weg ans Kreuz vor sich hatte, stand der Herr und Meister auf, legte seine Kleider ab, nahm einen Schurz und band ihn um, goss Wasser in ein Becken und wusch allen die Füße. Mir wird ganz anders, wenn ich meinen Heiland so sehe. Danach, bei der letzten Mahlzeit, lässt er Johannes an seiner Brust lehnen. Der hatte schon immer die Nähe des Heilands gesucht. Christus spricht traurig darüber, dass ihn einer verraten werde. Aber auch davon, dass er hingehen will, um Wohnungen für sie alle vorzubereiten. Er nennt sie Freunde und dass sie ihn wiedersehen werden, dass ihr Herz sich freuen wird und dass ihnen niemand diese Freude nehmen soll. Er erklärt, dass er gehen muss, damit der Tröster, der Heilige Geist, kommen kann. Der wird für immer bei ihnen bleiben, ihre Fragen beantworten und ihre Bitten erfüllen. Sie saßen um ihn und sahen ihn an und sehnten sich nach seinem Leib und Blut. Dann sprach er die Einsetzungsworte: „Nehmt, esst und trinkt; das ist mein Leib, das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird zur Vergebung der Sünden“. Daraufhin ging er hinaus.

Das berühmteste Werk von Matthias Claudius ist das Abendlied „Der Mond ist aufgegangen“. Dieses Lied wurde ein echter Evergreen. Es etablierte sich im deutschen Sprachraum als Volkslied und hielt Einzug in die Gesangbücher der Kirchen. Unzählige Chorsätze und Vertonungen existieren davon, sowie

verschiedene Parodien und Interpretationen. Fernsehfilme und Romane bekamen ihre Titel, inspiriert von einzelnen Zeilen dieses Gedichtes. Heutzutage wäre Matthias Claudius mit diesem Hit ein reicher Mann geworden. Doch hat ihn Geld nie interessiert. Er hätte sich brüsten können, mit den philosophischen Vorreitern seiner Zeit – Klopstock, Herder, Schiller und Goethe – im Austausch zu sein; das hätte ihn beruflich voran gebracht. Doch Claudius schwamm nicht in der Strömung der Aufklärung mit. Die Hauptaussage seines Abendliedes ist eine Kritik am damaligen Weltbild. Der Geist der Aufklärung wollte Erklärungen. Der Verstand galt als das höchste Gut des Menschen. Dem setzt Claudius den kindlichen Glauben entgegen, der nichts hinterfragt, sondern sich Gott in allem anvertraut. Aus diesem Glauben erwächst eine fröhliche Heilsgewissheit, die sich im alltäglichen Leben bewährt und durch Tiefen hindurch führt.

GEBET: Herr, du treuer Gott, öffne mir die Augen, damit ich mich an den Dingen freuen kann, die du mir täglich gibst. Ich nehme sie viel zu selbstverständlich hin – verzeih mir. Lass Dankbarkeit in mein Herz einziehen, vor allem auch für dein Wort und dein heiliges Mahl. Dann wird die Freude über dich von meinem Leben ausstrahlen. Dann kann ich auch nach deinem Wort und Willen leben. Du bist treu, so will auch ich dir treu sein. Gib mir die Kraft deines Heiligen Geistes dazu.

P. S.: Matthias Claudius verdanken wir auch das Erntedanklied „Wir pflügen und wir streuen“.

Micha Ben-Jimla

Der Prophet (9. Jh. v. Chr.) musste um der Wahrheit willen 400 Kollegen widersprechen.

Micha sagte: So wahr der Herr lebt, ich will reden, was der Herr mir sagen wird.

1. Könige 22,14

König Joschafat von Juda stand sprachlos vor dem Elfenbeinpalast, den König Ahab von Israel hatte errichten lassen. Der prächtige Bau glänzte in der Sonne, sodass Joschafat mit den Augen blinzelte. Herrliche Gärten waren in den Innenhöfen angelegt. Hier fanden sich auch wunderschöne Wasserspiele mit großen und kleinen Skulpturen und Springbrunnen. Man erzählte sich, dass im gesamten Palast so viele Juwelen in Wänden und Fußböden eingearbeitet waren, dass nirgends im Land ein reicherer Schatz gefunden werden konnte. Anstatt dies alles genießen zu können, führten ernste Angelegenheiten die Könige von Juda und Israel hier zusammen. Diese beiden mächtigen Männer schmiedeten Kriegspläne. Sie wollten Ramot in Gilead von den Aramäern zurückerobern. Es war eine Frage der Ehre. Nie und nimmer durfte eine Stadt, die früher dem berühmten König Salomo gehört hatte, in Feindeshand bleiben. Die wichtigste Frage war: Wie steht es um unsere Siegeschancen?

Als die Beratung an diesen Punkt gekommen war, wandte sich Joschafat zu Ahab und sagte: „Um auf der sicheren Seite zu sein, lass uns den Herrn um Rat fragen.“

Ahab nickte zustimmend und ließ sofort seine Propheten zusammenkommen. Nicht weniger als 400 versammelten sich. Sie wollten sich alle ohne Ausnahme bei ihrem König beliebt machen. Deshalb sprachen sie überzeugt von einem gottgewollten Sieg. Einer lief sogar mit einer Hörnermaske herum, um deutlich zu machen, dass der Feind jetzt auf die Hörner genommen werde.

Noch während Ahab siegesgewiss lachte, kam ihm aufgrund einer Nachfrage Joschafats zu Bewusstsein: Moment! Einer fehlt hier! Der König fuhr sich unwirsch mit der Hand über das Gesicht. Nicht schon wieder der: Micha Ben-

Jimla, der es vorzog, solchen Veranstaltungen fernzubleiben. Als dieser endlich auf ausdrücklichen Befehl des Herrschers erschien, wurde er von einem Diener in Empfang genommen, der ihm eintrichterte: „Sag Ahab etwas Gutes. Du weißt, was er hören will.“

Doch Micha blieb unbeugsam: „Ich will reden, was der Herr mir sagen wird.“

Gott teilte ihm genau mit, was passieren würde: Ahab erwartete eine katastrophale Niederlage und seinen eigenen Tod. Nach einigem Hin und Her verkündete Micha diese Botschaft.

Und genauso traf es dann auch ein: Ahab starb, wurde nach Samaria gebracht und dort begraben. Der König, der mit mörderischem Kult Götzen verehrt hatte, war nach den Worten des lebendigen Gottes tatsächlich im Krieg gegen die Aramäer gefallen.

Dennoch hatte Micha zur Strafe für seine Prophezeiung erst einmal von einem seiner Kollegen eine Ohrfeige bekommen, und der König hatte ihn ins Gefängnis bringen lassen. Bei Wasser und Brot sollte Micha darüber nachdenken, wie oft er seinem König noch Schlechtes voraus sagen wolle.

Demokratische Mehrheitsbeschlüsse sind fehl am Platz, wenn es um Gottes Wort geht. Die Stimme der Mehrheit ist keineswegs die Stimme Gottes. Gläubige Menschen haben nicht nur zu biblischen Zeiten immer wieder gegen den breiten Strom ankämpfen müssen – meistens ohne Erfolg. Politisches und wirtschaftliches Entscheiden, das in Verantwortung vor Gott und seinem Wort geschieht, kann Christen auch heute in Schwierigkeiten bringen. Christen können sich nicht immer bequem einer Mehrheitsmeinung anschließen. Die Verantwortung vor Gott kann Menschen manchmal recht einsam machen.

GEBET: Gott im Himmel, lass mich standhaft sein, wenn Lügen oder Unaufrichtigkeit von mir verlangt werden. Gib mir auch die Weisheit, nach deinem Willen zu fragen. Ich weiß, du hast einen Rat für mich, wenn ich nicht weiter weiß. Deine Meinung zu den verschiedenen Wegen, die vor mir liegen, ist entscheidend. Ich will danach fragen, um keine Fehlentscheidungen zu treffen. Danke, dass du an meiner Seite bist.

Noah

Der Erbauer der Arche war mal betrunken.

Noah aber, der Ackermann, pflanzte als erster einen Weinberg. Und da er von dem Wein trank, ward er trunken und lag im Zelt aufgedeckt.

1. Mose 9,20-21

Das ist ja hoch interessant! Erst wird Noah als leuchtendes Beispiel für Weinbauern hingestellt, und dann das: Er liegt nackt und im Suff in seinem Zelt – und das war wohl nicht das einzige Mal. Passt das zusammen? In seiner Trunkenheit zeigt sich Noahs Menschlichkeit. Menschen machen Fehler und haben Schwächen. Aber das stand seiner Gottesverbundenheit nicht im Weg. Noah war nicht perfekt, aber gerade dadurch wird deutlich, dass er Gott durch seinen Glauben und nicht wegen seiner Werke gefiel.

Rückblende: Gott hatte die Nase voll. Etliche seiner Kinder hatten sich nach rein äußeren Gesichtspunkten Frauen genommen und nicht nach ihrem Glauben gefragt. Sehr hübsche Kinder kamen aus diesen Verbindungen hervor, die sich später zu stolzen und selbst bezogenen Wesen entwickelten und ihre Mitmenschen negativ beeinflussten. Die Menschheit war verderbt und voller Frevel, heißt es in der Bibel. Jetzt war das Maß voll, und Gott entschied, durch eine Sintflut die Erde und alles, was darauf lebte, auszulöschen. Nur Noah und seine Familie sollten überleben. Deswegen bekam er den Auftrag, die Arche zu bauen. Noah tat alles genauso, wie Gott es ihm auftrug. Schauen wir ihm ein bisschen zu:

Noah richtete sich auf und streckte seine schmerzenden Glieder. Er setzte sich auf einen breiten Balken und ruhte sich aus. Sein Blick schweifte über das, was mal die Arche werden sollte. Der intensive Geruch von Pech lag in der Luft, und der Schall von Axtschlägen drang an sein Ohr. Eine Zeit lang sah Noah seinen Söhnen zu. Ein paar Jahre waren sie schon am Arbeiten, aber es gab noch viel zu tun. Die Leute aus der Gegend hielten ihn für verrückt: Eine Flut? Die ganze Erde unter Wasser? Blödsinn! Es war unbegreiflich, wie jemand seine Zeit mit solchem Unsinn vergeudete und auch noch seine ganze

Familie mit hinein zog. Trotzdem blieb Noah seinem Herrn gehorsam und ging mit ihm wie mit einem Freund durchs Leben.

Endlich war es so weit: Menschen, Tiere, Nahrung... alles war in der Arche, und Gott höchstpersönlich schloss die Tür hinter ihnen. Dann fing es an zu regnen...

Während der Zeit, die Noah auf der Arche verbrachte, haderte er nicht mit Gott. Er wurde nicht ungeduldig. Obwohl es den Eindruck hatte, als würde Gott in den ersten 150 Tagen, in denen die Flut wuchs, nichts mehr weiter zu Noah sagen. Erst nach dieser Zeit heißt es in der Bibel: Da gedachte Gott an Noah. Und erst dann erlebte Noah wieder Gottes Eingreifen, indem die Flut abnahm. Aber auch in den folgenden weiteren 150 Tagen sprach Gott nicht mit Noah. Erst als alles vorbei und die Erde trocken war, redete Gott wieder mit ihm.

Als Noah nach über einem Jahr die Arche verließ, war seine erste Aktion, dass er einen Altar baute, Gott dankte und Opfer brachte. Gott freute sich sehr darüber.

Durch den Glauben rettete Noah sich und seine Familie. Wir können uns und denen, die wir lieben, keinen größeren Gefallen tun, als dass wir uns an Noahs Glauben orientieren. Durch Jesus haben wir Gott zum Freund und können unseren Weg mit ihm gehen.

GEBET: Herr, es erfordert Mut, meinen Weg mit dir zu gehen, wenn ich mit Menschen zusammen bin, denen du gleichgültig bist. Gib mir einen starken Glauben, damit ich es schaffe, mich von dem fernzuhalten, was mir nicht gut tut. Wenn ich dafür ausgelacht werde, lass mich dir trotzdem gehorsam sein. Schenke mir Vertrauen, auch wenn ich denke, dass du schweigst und fern von mir bist. Ich weiß, dass du mir zur richtigen Zeit helfen wirst. Lass dann meine erste Tat sein, dass ich dir danke und dich lobe und preise.

Paul Gerhardt

Der berühmte Liederdichter (1607–1676) war arm und konnte dennoch ein Testament schreiben, das seinen Sohn reich machte.

Gedenkt an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schaut an und folgt ihrem Glauben nach. Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Hebräer 13,7-8

Paul Gerhardt saß am Abend seines 69. Geburtstages an seinem Schreibtisch. Es war ein schöner Tag gewesen. Friedrich, sein 13-jähriger Sohn, hatte sich viel Mühe gegeben, seinem Vater Freude zu machen. Mit Hilfe der Nachbarin hatte er einen Kuchen gebacken. Die schönsten Blumen des Gartens hatte er ausgesucht und ins Zimmer gestellt. Paul Gerhardt lächelte, als er an das Gedicht dachte, das ihm Friedrich zum Geburtstag geschrieben und vortragen hatte. Die Liebe zum Dichten verband Vater und Sohn.

Es wurde Zeit, dass er Friedrich einen besonderen Brief schrieb: den eines Vaters, der weiß, dass er bald stirbt – also eine Art Testament. Paul Gerhardt legte einen Bogen Papier vor sich hin. Er begann zu schreiben, wie es ihm sein Herz eingab. So stand am Anfang des Briefes der Dank an Gott, weil er Vater und Sohn bis heute beschützt hatte. Dann folgte diese Bitte: „Ich bitte Gott, dass er meine Seele in seine väterlichen Hände nehme und es mir schenke, dass ich ihn von Angesicht zu Angesicht sehen werde.“

Nun schrieb er: „Du bist mein einziger Sohn, und ich hinterlasse dir wenig. Du weißt, dass es mein Wunsch ist, dass du Pastor wirst. Auch wenn das kein einfacher Beruf ist, sollst du dir keine Sorgen machen, denn der liebe Gott kann helfen und wird manche Not mit Fröhlichkeit des Herzens ersetzen. Außerdem: Tu nichts Böses in der Hoffnung, dass es nicht herauskommt. Werde nicht zornig. Falls doch, so schweig still und rede nicht ein Wort, bevor du die Zehn Gebote und das Glaubensbekenntnis gebetet hast. Wenn du alt genug bist, dass du heiraten kannst, dann tu das mit Gottes Hilfe und hole

dir Rat bei gläubigen Christen. Tu Menschen Gutes, auch wenn sie dir nichts zurückgeben können. Denn der Schöpfer des Himmels und der Erde hat dir längst alles geschenkt: Als er dich erschuf und als er dir seinen lieben Sohn geschenkt hat und als er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kind und Erben angenommen hat. Sei auf keinen Fall geizig! Lass dir an dem genügen, was du ehrlich erworben hast, auch wenn es nicht viel ist. Schenkt dir der liebe Gott mehr, bitte ihn, dass er dir dabei helfe, Gutes damit anzufangen. Zusammengefasst: Bete fleißig, studiere ehrlich, lebe friedlich, diene freundlich, bleibe deinem Heiland treu und bekenne dich mutig zu Christus, dann wirst du einmal fröhlich sterben und selig werden.“

Paul Gerhardt starb tatsächlich bald nachdem er diesen Brief geschrieben hatte. Er hatte kein leichtes Leben gehabt. Vier Kinder musste er begraben, als sie noch sehr klein waren. Seine geliebte Anna Maria war nach nur dreizehn Ehejahren gestorben. Auch in jüngeren Jahren hatte er viel Leid erlebt: Früh verlor er seine Eltern. Er war neun Jahre alt, als der Dreißigjährige Krieg begann. Um ihn herum starben Menschen scharenweise an Seuchen und vor Hunger – auch die, die er liebte. Seine erste Pfarrstelle, auf die er lange warten musste, wurde so schlecht bezahlt, dass er kaum seine Familie ernähren konnte.

Aber sein Glaube war unter all dem Kreuz nicht zerbrochen. Jesus Christus, unser Heiland, Gott und Mensch zugleich – der war die Mitte von Paul Gerhardts Glauben. Davon singen seine Lieder, die er gerade in den schlimmsten Zeiten gedichtet hatte. Er hat die Bibel fleißig studiert. Er tat dies in Wittenberg, an der berühmten lutherischen Universität. Die Heilige Schrift ging ihm über alles. Demütig hat er der Bibel in allem vertraut, auch an den Stellen, wo sein Verstand nicht mitkam. Seine Lieder enthalten unzählige biblische Hinweise und belegen, dass Paul Gerhardt in der Schrift wirklich zu Hause war. Er rechnete fest damit, dass Jesus lebt, dass er bei ihm ist und dass er mit ihm geht – auch davon zeugen seine Lieder.

Paul Gerhardt bekannte sich uneingeschränkt zur leiblichen Gegenwart des Gottessohnes im Heiligen Abendmahl, das dieser gestiftet hatte mit den Worten: „Nehmt hin und esst, das ist mein Leib. Nehmt hin und trinkt, das ist

mein Blut.“ Als sein Landesherr verlangte, einem rein symbolischen Verständnis dieser Worte nicht zu widersprechen, weigerte er sich und verlor seine Anstellung.

Trotz allem behielt Paul Gerhardt eine so große Vorfreude auf den Himmel in sich, dass ihm das Herz davon beinahe zersprang. Es gibt kaum ein Lied von ihm, das nicht irgendwie vom Himmel und von dieser Freude singt.

WIR SINGEN MIT PAUL GERHARDT: Kein Engel, keine Freuden, kein Thron, kein Herrlichkeit, kein Lieben und kein Leiden, kein Angst und Fährlichkeit, was man nur kann erdenken, es sei klein oder groß, nichts davon soll mich lenken aus Gottes Arm und Schoß. Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein, ist voller Freud und Singen, sieht lauter Sonnenschein. Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ, das, was mich singen machet, ist, was im Himmel ist.

Perpetua und Felicitas

Die beiden jungen Mütter aus Nordafrika starben Anfang des dritten Jahrhunderts den Märtyrertod.

Es entbrannte ein Kampf im Himmel: Michael und seine Engel kämpften gegen den Drachen. Und der Drache kämpfte und seine Engel, und sie siegten nicht, und ihre Stätte wurde nicht mehr gefunden im Himmel. Und es wurde hinausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt. Offenbarung 12,7-9a

Perpetua war von liebevollen Eltern erzogen worden, die nur das Beste für ihre Tochter wollten. Sie und ihre zwei Brüder hatten eine sehr gute Bildung genossen. Mit 22 Jahren war Perpetua bereits verheiratet und hatte einen kleinen Sohn.

Kaiser Septimus Severus hatte 203 n. Chr. jede Hinwendung zum Christentum verboten und verlangt, dass man ihm, dem Kaiser, opfern solle. Perpetua weigerte sich. Ihr Vater hatte Angst um sie und meinte: „Ist es denn wirklich

eine so unüberwindliche Hürde für dich, dem Kaiser zu opfern?“ Doch Perpetua blieb standhaft.

An dem Tag, an dem sie wegen ihres Glaubens an den dreieinigen Gott verhaftet wurde, begann sie eine Art Tagebuch zu schreiben über das, was sie erlebte. Hier einige Auszüge:

„Als wir noch in Untersuchungshaft waren, wollte mein Vater mich unbedingt von meinem Glauben an Christus abbringen und redete auf mich ein. Er tat das aus Liebe zu mir. Um ihm zu erklären, wie aussichtslos das war, nahm ich einen Krug in die Hand, der auf dem Fenstersims stand, und sagte zu ihm: Vater, siehst du dieses Gefäß hier? Er antwortete: Ja. Ich erklärte ihm: Dieses Ding kann nicht anders bezeichnet werden als mit dem Begriff, der sagt, was es ist, nämlich ein Krug. Genauso ist es auch mit mir: Es kann nur einen Namen geben, der sagt, was ich bin: Christin. Dadurch wurde mein Vater so wütend, dass er mich schlug und bald darauf zornig meine Zelle verließ.

In den Tagen danach wurde ich zu meiner großen Freude getauft, obwohl ich in Haft war. Ich wurde Gottes Kind und bekam den Heiligen Geist. Den bitte ich täglich um Kraft und Geduld.

Bald danach sorgte das Gericht dafür, dass ich gemeinsam mit meiner Sklavin Felicitas, die auch Christin und für mich wie eine Freundin ist, in den Kerker kam. Mich durchfuhr ein großer Schrecken. In dieser Dunkelheit und diesem Gestank sollten wir unsere Tage und Nächte verbringen? Felicitas war schwanger, die Geburt stand kurz bevor. Dazu war ich voller Sorge um meinen kleinen Jungen. Zwei Diakone, die sich sehr um uns bemühten, erreichten durch Bestechung, dass wir für ein paar Stunden in einen angenehmeren Teil des Kerkers kamen. Wir genossen die Zeit dort sehr. Zu meiner großen Freude wurde mir dort sogar mein Kind in die Arme gelegt, das ich sofort an die Brust nahm. Meine Mutter und mein Bruder hatten den Kleinen zu mir gebracht. Es bedrückte mich, die Sorge in ihren Gesichtern zu sehen. Aber Gott hatte Erbarmen, und so wurde mir erlaubt, meinen Sohn bei mir im Kerker zu behalten. Das gab mir ungeheuren Mut und machte meine Zeit dort leichter.

Eines Tages hatte ich eine Vision, während ich schlief: Ich sah eine Leiter aus Erz. Sie reichte bis zum Himmel. Daran waren viele Werkzeuge befestigt, und zwar so, dass sich zwangsläufig jeder an den Schwertern, Lanzen, Haken, Messern und Spießen verletzen musste, der auf die Sprossen stieg. Unter der Leiter lag ein großer Drache, der jeden einschüchterte, der hinaufklettern wollte. Ich sagte laut: Der kann mir nicht schaden! In Jesu Namen! und machte einen Schritt. Damit benutzte ich den Kopf des Drachen wie die erste Sprosse der Leiter und stieg hoch, ohne mich zu verletzen. Von dort oben sah ich einen Park. Ich hörte die Worte: Willkommen, Kind! – und wachte auf. Jetzt war mir klar, dass mir Leiden bevorstanden und nicht die Freilassung und dass es der Teufel war, der mir das Schwere schickte, aber dass Christus ihn schon längst besiegt hatte und mir durch alles hindurchhalf.

Wenige Tage später sollten Felicitas und ich verhört werden. Mein Vater kam ein weiteres Mal. Er stand mit abgehärmtem Gesicht vor mir und sagte: Hab Mitleid mit deinem Vater! Denke an deine Brüder, denke an deine Mutter und an dein Kind, das ohne dich nicht leben kann! Lege deinen Starrsinn ab, richte uns nicht alle zugrunde! Niemand von uns kann sich noch sehen lassen, wenn dir etwas zustößt. Aber ich sprach ihm Mut zu und sagte: Es wird nur das geschehen, was Gott will. Du musst wissen, dass ich in der Macht Gottes stehe. Da verließ er traurig unsere Zelle.

Als wir am nächsten Morgen unser karges Frühstück aßen, wurden wir zum Verhör gezerzt. Während dieser Zeit gab man mein Kind in die Obhut meines Vaters. Wir kamen zur Gerichtsstätte, wo sich viele Menschen versammelt hatten. Wir wurden verhört, legten unser Bekenntnis zum dreieinigen Gott ab und weigerten uns, dem römischen Kaiser zu opfern. Es dauerte nicht lange, da wurde das Urteil durch den Statthalter verkündigt: Tod durch wilde Tiere. Trotzdem fühlte ich Fröhlichkeit in mir, als wir zurückgeführt wurden. Ich bat um mein Kind, aber mein Vater verhärtete sein Herz und gab es nicht her. Da schenkte Gott, dass das Kind von diesem Zeitpunkt an nicht mehr nach der Brust verlangte und ich auch keinen Milchstau bekam. So wurde ich weder durch die Sorge um das Kind noch durch Schmerzen in der Brust gequält.

Am Tag vor der Vollstreckung des Todesurteils schickte Gott mir noch einen Traum, der mir die Angst vor dem Kampf in der Arena nahm. So liebevoll sorgte der Herr des Himmels und der Erde für mich. Den Hergang am Tag selber mag ein anderer beschreiben.“

Die ganze Zeit über waren die beiden Frauen, Perpetua und Felicitas, beieinander. Nachdem das Todesurteil gesprochen worden war, ängstigte sich die Sklavin, von Perpetua getrennt zu werden, weil Schwangere nicht hingerichtet werden durften. Doch in der Zeit bis zur Vollstreckung setzten eines Tages die Wehen ein, und sie brachte ein gesundes Kind zur Welt, das bald in die Obhut einer anderen Christin kam. Während der Geburt hatte Felicitas vor Schmerzen geschrien. Ein Wärter fragte: „Wenn du schon unter den Schmerzen der Geburt schreist, wie willst du dann die Schmerzen aushalten, wenn dich die wilden Tiere zerfleischen?“ Felicitas erwiderte: „Jetzt leide ich. Aber an jenem Tag wird es Christus sein, der für mich leiden wird, während ich für ihn sterbe.“

Es gibt einen weiteren Bericht über die beiden, von Saturus geschrieben, der ihnen Taufunterricht gegeben hatte und bis zu ihrem Tod in ihrer Nähe blieb. Hier einige Auszüge:

„Perpetua zeigte bis zum Ende Standhaftigkeit und Größe. Sie und ihre Sklavin wurden an diesem Tag vom wachhabenden Hauptmann strenger behandelt als vorher. Perpetua wagte es, ihm ins Gesicht zu sagen: Warum gönnst du uns nicht ein bisschen Erholung? Du wirst Lob bekommen, wenn wir beim Kampf ausgeruht und gepflegt aussehen. Der Wachtmeister besann sich und veranlasste, mit den Gefangenen menschlicher umzugehen.

Der Tag der Hinrichtung war der Geburtstag des Kaisers. Zu seinen Ehren wurden die beiden in die Arena des Amphitheaters geführt, nur mit Netzen bekleidet. Für die beiden jungen Frauen hatte man extra eine wilde Kuh bereit gestellt, den Euter voller Milch. Das sollte ein spöttischer Hinweis auf die beiden Todeskandidatinnen sein. Zuerst wurde Perpetua von dem angreifenden Tier durch die Luft gewirbelt. Sie stand auf. Ihre Augen suchten Felicitas. Sie war auch getreten und niedergeworfen worden. Perpetua half ihr, sich aufzurichten. Sie standen dort mit zerschundenen Körpern. Perpetua rief den

anderen Christen zu: Steht fest im Glauben, liebt einander und nehmt keinen Anstoß an unseren Leiden! Das Volk forderte wegen der Tapferkeit der jungen Frauen einen schnellen Tod, nämlich den Schwertstoß. Felicitas empfing das Eisen schweigend. Perpetua schrie laut, als ihr die Schneide zwischen die Rippen gestoßen wurde. Der Gladiator, der das Werk des Henkers ausführen sollte, erkannte mit Schrecken, dass die junge Frau noch nicht tot war. Perpetua fasste die Hand des Mannes samt dem Griff des Schwertes und führte das Todeswerkzeug an ihre Kehle. Sie starb entschlossen, in dem Wissen, dass sie gleich die Worte hören würde: Willkommen, Kind!“

GEBET: Allmächtiger Vater, dir sei Lob und Dank gesagt, dass du denen zur Seite stehst, die um deines Namens willen leiden. Mein Heiland, du segnest noch im Sterben den, der sich treu zu dir hält. Heiliger Geist, weil du in mir wirkst, kann ich bestehen, wenn Feinde mir das Leben schwer machen oder mich töten wollen. Mein Glaube wird gestärkt, wenn ich von der Tapferkeit anderer Christen höre, weil ich an dich, den dreieinigen Gott, glaube. Hilf mir, treu zu sein. Dein Reich, deine Kraft und deine Herrlichkeit sind unermesslich. In dir bin ich geborgen, im Leben und im Tod.

Rahab

Die Kneipenwirtin von Jericho half zwei israelitischen Männern und wurde von Gott mit einem neuen Leben beschenkt.

Josua, der Sohn Nuns, sandte von Schittim zwei Männer heimlich als Kundschafter aus und sagte ihnen: Geht hin, seht das Land an, auch Jericho. Die gingen hin und kamen in das Haus einer Hure, die hieß Rahab, und kehrten dort ein... Da ließ Rahab die Männer an einem Seil durchs Fenster hernieder; denn ihr Haus war an der Stadtmauer, und sie wohnte an der Mauer. Und sie sprach zu ihnen: Geht auf das Gebirge, dass euch nicht begegnen, die euch nachjagen und verbergt euch dort drei Tage, bis die zurück kommen, die euch nachjagen; danach geht eure Straße.

Josua 2,1.15-16

Rahab stand am Fenster. Sie sah über die Stadtmauer zum Gebirge hinauf und spielte dabei nachdenklich mit dem roten Seil in ihren Händen. Der Raum hinter ihr lag im Dämmerlicht des schwindenden Tages. Das Bett war noch warm und zerwühlt. Nicht von den Männern, an die sie gerade dachte. Die beiden hätte sie vor lauter Respekt nicht hineingelassen. Die gehörten dem Gott an, der die ganze Stadt in Angst und Schrecken versetzte. Alle in Jericho hatten gehört, was für große Wunder dieser Gott für sein Volk tat. Deshalb zitterte auch die ganze Bevölkerung vor den Israeliten, die nach dem Willen ihres Gottes im Land Kanaan leben sollten – Rahabs Heimat. Hier war sie zu Hause. Hier sorgte sie mit dem Einkommen, das sie als Kneipenwirtin und Prostituierte einnahm, für ihre Familie. Rahab seufzte. Sie musste jetzt schleunigst aufs Dach klettern und den unter dem Flachs Versteckten sagen, wie sie am besten flüchten konnten. Rahab konnte noch immer nicht fassen, was sie hier tat. Es war nichts anderes als Hochverrat. Nach den Gesetzen der Kanaanäer verdiente sie die Todesstrafe.

Rahab dehnte ihre Schultern und atmete tief durch. Sie hatte sich entschieden und würde einen Neubeginn wagen. In dieses neue Leben würde sie nichts als ihre Familie mitnehmen. Je öfter sie den Berichten über den Gott der Israeli-

ten gelauscht hatte, desto größer war die Sehnsucht in ihrem Herzen geworden, diesem Gott anzugehören. Der war anders als die Götter der Kanaanäer, die gräuliche Opfer forderten und sich nie zeigten. Dieser andere Gott redete mit denen, die an ihn glaubten. Manchmal klang das so liebevoll wie ein Vater. Das war es wohl, was der Grund für Rahabs Sehnsucht war und was ihr den Mut gab, zu tun, was getan werden musste. Sie raffte ihr Kleid, kletterte die Leiter nach oben.

Die zwei Männer hatten ihren Auftrag erledigt und die Stadt Jericho erkundet: die Dicke der Stadtmauern, die Anzahl der Wachposten, die Größe der Armee. Ein wenig hatten sie auch nach Reichtümern Ausschau gehalten, aber das war ihnen eigentlich verboten. Wegen der Wertgegenstände würden sie nicht die Stadt einnehmen, sondern weil Gott es so wollte: Gott wollte sein Strafgericht über Jericho bringen. Gerade als die Männer sich vom Anblick des Tempelschatzes losgerissen hatten, waren sie den Wachen aufgefallen, und die Verfolgungsjagd hatte begonnen. Auf dem Dach von Rahabs Kneipe hatten sie sich in Sicherheit gebracht und hielten sich dort verborgen.

Jetzt stand sie vor ihnen: Jung, aber mit den typisch wissenden Augen, die Menschen ihres Berufes oft haben. Sie hielt das rote Seil in der Hand – das rote Seil, das, als Zeichen an Rahabs Fenster geknüpft, zunächst den beiden Kundschaftern, danach aber ihr selbst und ihrer Familie das Leben retten sollte, wenn die Israeliten in Jericho einfallen würden.

Ja, Rahab wurde verschont. Sie nahm den Glauben der Israeliten an und glaubte an diesen Gott, der sich auch um sie liebevoll kümmerte. Sie heiratete einen israelitischen Mann aus dem Stamm Juda und wurde dadurch eine Vorfahrin von Jesus. Sie ist als Nicht-Israelitin in dessen Stammbaum namentlich erwähnt – das ist etwas Besonderes. Rahab fasste zur richtigen Zeit den richtigen Entschluss, trug die Konsequenzen und bekam von Gott ein neues Leben und die Seligkeit geschenkt.

Rahabs Bekenntnis: „Euer Gott ist der wahre Gott im Himmel und hier unten auf der Erde“ sowie ihr Mut, Gottes Leuten zu helfen, sind entscheidend, nicht ihr Ruf. Was sie tat, zeigte, dass sie eine Frau war, die Glauben hatte. Sie war außerdem eine Frau, die sehr eng mit ihrer Familie verbunden war. Sie übte

Einfluss auf ihre Familienmitglieder aus, denn alle folgten ihrer Aufforderung, sie in ihr neues Leben zu begleiten. Durch die Tatsache, dass Rahab eine Prostituierte war, machte Gott deutlich, dass er sein Heil vorbehaltlos allen Menschen anbietet, und nicht nur denen, die in der Gesellschaft als gute und anständige Menschen gelten.

GEBET: Herr Jesus Christus, gib mir den gleichen Mut und die gleiche Entschlussfreudigkeit wie Rahab, wenn ich in Situationen komme, die eine Entscheidung für oder gegen dich erfordern. An jedem Tag kann das geschehen. Ich brauche dich immer an meiner Seite. So bitte ich dich: Stärke meinen Glauben.

P. S.: Rahabs Name taucht im Neuen Testament dreimal auf.

Reinhard Hedinger

Der württembergische Hofprediger (1664–1704) kritisierte mutig seinen Landesherrn.

Gelobt sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk..., dass wir, erlöst aus der Hand unserer Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinen Augen.

Lukas 1,68.74-75

Mit grimmigem Gesichtsausdruck ging der Hofprediger Reinhard Hedinger eilig durch die Schlossgänge. „Ich lasse mich nicht einschüchtern“, sagte er dabei halblaut vor sich hin. Es war mal wieder so weit: Weil er kein Blatt vor den Mund genommen und den Lebenswandel des Herzogs von Württemberg kritisiert hatte, wurde er vor den Herrscher zitiert. Um zur Ruhe zu kommen und sich Kraft für das Bevorstehende zu holen, suchte Hedinger im Gebet die Nähe seines Gottes. Dazu kniete er sich vor den Altar der Stuttgarter Schlosskirche.

„Herr“, betete er, „mir wird mit dem Tod gedroht, weil ich den Herzog aufgefordert habe, seine Geliebte zu verlassen und der Ehefrau treu zu sein. Hilf mir, ohne Furcht vor ihn zu treten.“

Nach einer Weile erhob Hedinger sich und verließ die Kapelle. Er schritt durch den Innenhof und sah den Fuhrmann mit einem der Pächter auf der Reitertreppe stehen. Sie unterhielten sich.

„Das ist doch vollkommen klar, dass so einer wie der Herzog nur an sich selbst denkt. Ohne die feste Hand des Vaters aufgewachsen, mit 16 Jahren vom Kaiser höchstpersönlich als volljährig erklärt – wen wundert es, dass er kein Interesse daran hat, das Land zu regieren. Er ist oberflächlich und leicht beeinflussbar.“ Der Fuhrmann schlug mit der Faust aufs Geländer.

Sein Gegenüber nickte zustimmend. „Ja, die Jagd und seine Militärkarriere sind das einzig Wichtige für ihn.“

Der Pächter sah vorsichtig um sich, bevor er weiter redete. „Der Herzog plant schon wieder in die Schweiz zu seiner Geliebten zu fahren.“ Er neigte sich zum Fuhrmann rüber und hielt die Hand an den Mund. „Man erzählt sich, dass er vorhat, dort zu bleiben. Seine Frau und der kleine Sohn können einem wirklich leidtun.“

Hedinger hatte Teile der Unterhaltung mitbekommen und blieb am Fuß der Treppe stehen. Er sagte zu den Beiden: „Vergesst bei euren Plaudereien nicht den Respekt vor dem, der euch Arbeit und Land gibt. Ihr sitzt sonntags unter meiner Kanzel und wisst, dass ich in der Predigt die Sittenlosigkeit am Hof kritisiere. Aber ich danke Gott jeden Tag, dass ich durch Herzog Eberhard Ludwig ein Zuhause und eine Arbeitsstelle habe.“

Dann nickte er den Beiden zu und ging weiter in Richtung Südflügel zu den Wohnräumen des Herzogs. Er hatte fest vor, sich nicht durch dessen Drohungen einschüchtern zu lassen. Nach einer kritischen Predigt war er zum Herzog gerufen worden – was würde ihn erwarten? Eine Gefängnisstrafe? Oder gar der Tod?

Hedinger schickte ein weiteres Gebet zu seinem Vater im Himmel, atmete tief durch und trat vor den Herzog. Eberhard Ludwig hatte verärgert am Fenster gestanden und drehte sich nun um. Seine Augen wurden groß.

„Wieso bringen Sie jemanden mit?“, fragte der Herrscher.

„Herzog, ich bin ganz alleine hier“, antwortete der Hofprediger.

„Lügen Sie mich nicht an!“, rief der Herzog, während sein Blick zur rechten Seite von Hedinger ging.

„Aber ich bin wirklich völlig alleine.“

Eberhard Ludwig schüttelte den Kopf und hörte erstaunt die Erklärung: „Dann, Hoheit, hat Gott mir zur Unterstützung einen Engel geschickt.“

Das Leben am Hof änderte sich nicht. Reinhard Hedinger kritisierte dies weiterhin, wurde aber nicht mehr bedroht.

Hedinger wurde Herausgeber eines Gesangbuches. Das war damals etwas Besonderes. Auf diese Weise wurde er der Vorreiter für die regionalen Gesangbücher, die die jeweiligen Landesherren, angeregt durch das Gesangbuch Hedingers, drucken ließen.

Außerdem kommentierte Hedinger die damals aktuelle Lutherbibel und malte Bilder dafür. Das verhalf der Lutherbibel zu einer weiten Verbreitung. Sie war in allen Bevölkerungsschichten beliebt.

GEBET: Herr, lass mich furchtlos andere Menschen auf Gottes Wort und Gebot hinweisen. Aber hilf mir, dabei liebevoll und respektvoll zu sein und nicht meine eigenen Fehler zu übersehen.

Simeon

**Der Greis erlebte, worauf er sein Leben lang gewartet hatte:
Seine Augen durften den Erlöser sehen.**

Simeon betete: Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, den du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel.

Lukas 2,29-32

Simeon war auf dem Weg zum Tempel. In der Ferne sah er das Gotteshaus und freute sich. Er liebte den Ausblick auf das prächtigste Tor des Tempels, die Schöne Pforte. Den Tempelbezirk, der auf diesem Weg zu erreichen war, durften nur Juden betreten. Genau dahin wollte Simeon. Aber er war schon alt und musste langsam und vorsichtig auf den unebenen Wegen gehen. Immer wieder blieb er stehen. Die leichte Steigung war für einen Greis nicht einfach zu bewältigen. Manche Pause musste gemacht werden. Jedes Mal hob er den Blick zur Anhöhe, auf der der Tempel lag. Die Vorfreude wurde immer stärker.

Simeon war ein frommer Mann, der Gott von ganzem Herzen liebte und große Ehrfurcht vor ihm hatte. Er wartete schon viele, sehr viele Jahre darauf, dass der versprochene Christus kommen werde. Gott hatte seine Freude an Simeon, deshalb war der Heilige Geist mit ihm. Der hatte ihn wissen lassen, dass er nicht sterben werde, bevor er Christus gesehen habe. Der Heilige Geist war es auch, der Simeon heute zum Tempel führte.

Endlich war das Ziel erreicht. Erst einmal setzte er sich auf die Stufen, um zu verschnaufen, doch nicht lange. Dann erhob er sich wieder und stellte sich direkt unter die Schöne Pforte. Hier musste der Messias entlang kommen. Er ließ seine Blicke in alle Richtungen schweifen. So viele Menschen! Er durfte den Heiland nicht verpassen. Gerade drängte sich wieder ein ganzer Pulk von Menschen durch das Tor. Mittendrin war eine Familie mit einem Säugling.

Eine freudige Gewissheit durchzog Simeon plötzlich, und er erkannte seinen Heiland.

Simeon ging auf die drei Personen zu und nahm wie selbstverständlich das Kind auf seine Arme. Das Warten eines ganzen Lebens, das Hoffen auf den Trost Israels – all das war nicht umsonst gewesen. Vom Geist erfüllt pries Simeon Gottes Geschenk für alle Völker: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Ja, in diesem Kind kam Gottes Friede und Heil zu allen Menschen.

Die jungen Eltern staunten über die Worte des alten Mannes. Besonders aufmerksam hörte Maria seine Prophezeiung: „Durch deinen Sohn werden viele gerettet werden, und viele werden sich von ihm abwenden. Ihm wird widersprochen werden. Durch ihn werden die verborgensten Dinge der Menschen ans Licht gebracht. Und durch deine Seele wird ein Schwert dringen.“ Maria wunderte sich, aber sie hielt sich an die feste Hoffnung, dass alles, was geschah und noch geschehen sollte, Gottes guter Wille war.

Wer Gottes Willen erfüllt, sollte nicht davon ausgehen, dass er ein leichtes Leben hat. Der Herr lässt ihn seine Ohnmacht, Schuld und Bedürftigkeit erkennen. Deshalb ist Jesus damals und heute ein Zeichen, dem widersprochen wird, denn diese Erkenntnis tut weh. Nicht jeder will sich damit auseinandersetzen. Aber vor Christus kann und muss sich niemand verstecken. So wie ich bin, darf ich ihn erwarten – wie Simeon. Als Christ bin ich aufgerufen, mich nicht dieser Welt gleich zu machen. Gottes Heil und sein Licht sollen auch durch mein Leben scheinen. Wenn ich lerne, Ausschau zu halten nach dem Trost, den nur Gott geben kann, dann werde ich sehend. Meine Augen werden dann nicht nur das Unheil entdecken, von dem die Welt voll ist. Meine Augen sehen dann Christus, meinen Heiland.

GEBET: Herr, mit dir kann auch ich in Frieden aus dieser Welt dahinfahren, wenn du mich rufst. Ich erwarte dich sehnsüchtig. Du bist mein Licht, mein Heil, mein Friede. Du kommst mir mit deiner Gnade entgegen und zeigst dich in deinem Wort und Sakrament. Gib mir ein Herz, das nicht aufhört, nach dir zu suchen und sich nach dir zu sehnen. Ich brauche Mut und Liebe, um dir nachzufolgen. Schenk mir beides, Gott Heiliger Geist. Behüte mich vor

Sünden und stärken meinen Glauben – besonders wenn mein Lebensweg durch dunkle Zeiten führt.

Zachäus

Der unbeliebte Abzocker wurde durch Jesus zu einem neuen Menschen.

Zachäus lief voraus und stieg auf einen Maulbeerbaum, um Jesus zu sehen; denn dort sollte er durchkommen. Und als Jesus an die Stelle kam, sah er auf und sprach zu ihm: Zachäus, steig eilend herunter; denn ich muss heute in deinem Haus einkehren. Und er stieg eilend herunter und nahm ihn auf mit Freuden... Zachäus aber trat vor den Herrn und sprach: Siehe, Herr, die Hälfte von meinem Besitz gebe ich den Armen, und wenn ich jemanden betrogen habe, so gebe ich es vierfach zurück. Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Luk. 19,4-6.8-9a

In ganz Israel hatten die Menschen das Vertrauen in die Politik verloren. Sie bangten um ihre Existenz. Die Wirtschaftslage war schlecht und die Arbeitslosenquote stieg. Unzufriedenheit machte sich in der Bevölkerung breit, soziale Unruhen und Aufstände drohten. Das geltende Steuersystem wurde missbraucht: Wer sich als Zollbeamter für viel Geld von der römischen Besatzungsmacht das Recht erkaufte, Zollgebühren einzutreiben, konnte tun und lassen, was er wollte – solange er am Jahresende die vereinbarte Summe an Rom abführte. So einer war Zachäus in der Stadt Jericho. Er verlangte oft ein Vielfaches der rechtmäßigen Summe und wurde damit schnell sehr reich.

Als Oberzöllner hatte er andere Männer angestellt, die in seinem Auftrag Zollgebühren an den Stadttoren und Brücken einnahmen. Er war also der Kopfeines Zolleinnahme-Unternehmens. Und das war zugleich sein Problem: Er musste fortwährend erleben, dass die Leute ihn ablehnend anschauten und über ihn hinter vorgehaltener Hand tuschelten. Doch das, was er heute auf dem Weg zur Arbeit hörte, hatte ihn dann doch entsetzt. „Guck mal, das ist der am meisten gehasste Mensch in der ganzen Jordanebene. Der braucht sich

am Sabbat gar nicht mehr blicken zu lassen.“ Mit dem Finger wurde auf ihn gezeigt, und alle drehten den Kopf nach ihm um. Ja, er verdiente viel Geld als Steuerpächter. Ja, er arbeitete mit den Römern zusammen. Aber dass er deswegen als Jude nicht mehr in die Synagoge gehen durfte und keinen Sabbat mehr dort feiern konnte, das traf Zachäus schmerzlich. Er war ein von der Gesellschaft Ausgestoßener.

Niemand zahlt gerne Steuern, auch heutzutage nicht. Aber Steuern für das eigene Land... man weiß, dass man die nicht vermeiden kann. Man fährt auf den Straßen, die mit Steuergeldern gebaut worden sind, und man lernt bei Lehrern, die von Steuergeldern bezahlt werden. Gern zahlt man seine Steuern nicht, man bezahlt sie eben. Finanzbeamte sind deswegen nicht unbedingt sehr beliebt. Aber Zachäus war kein Finanzbeamter, sondern ein Zöllner von Roms Gnaden: Er sammelte nicht Steuern für Jericho, damit dort Straßen gebaut und Lehrer bezahlt wurden, sondern er sammelte Steuern für Rom. Mit dem Geld bauten die Römer sich warme Schwimmbäder und ließen sich ihren Zirkus im Colosseum etwas kosten. Es war nicht so, dass die Zöllner nur ein bisschen unbeliebt waren, sondern die Leute hassten sie geradezu. Selbst wenn Zachäus seine Abrechnung ordnungsgemäß gemacht hätte: Für die Menschen blieb er ein Dieb und ein Abzocker.

Weil Zachäus jeden Tag damit konfrontiert war, auf diese Weise angesehen zu werden, glaubte er das auch selbst. Darum sagte er sich: Wenn ich sowieso ein Dieb und Abzocker bin, dann kann ich die Leute auch übers Ohr hauen. Genauso hat er gehandelt. Unbeliebter konnte er nicht mehr sein, weiter ausgestoßen konnte er nicht mehr werden, tiefer konnte er nicht mehr sinken.

Aber dann kam Jesus und rief ihm zu: „Zachäus! Komm vom Baum runter, ich lade mich heute Abend bei dir zum Essen ein!“ Zachäus stieg vom Baum. Anstatt sich zu ärgern, dass Jesus sich eingeladen hatte, freute er sich riesig. Plötzlich nahm er die Rolle ein, die einer hatte, der in der Gesellschaft akzeptiert war: Er war ein Gastgeber! Wie lange hatte er keinen Gast mehr gehabt! Weil Jesus ihn nicht wie einen Dieb und Abzocker behandelte, fiel diese Last von ihm ab, und er wurde das, was Jesus sagte: „Dieser ist ein Sohn Abrahams. Heute ist diesem Haus Heil widerfahren.“

Zachäus gehörte also doch dazu! Jetzt konnte er neu handeln. Er fing damit an, seine Arbeit ordentlich zu machen und alle Leute, die er betrogen hatte, zu entschädigen. Das ging nicht von heute auf morgen. Aber er krempelte sein Leben komplett um und griff dafür tief in die Tasche.

GEBET: Herr Jesus Christus, sprich auch mich an – durch die Bibel, durch Predigten, durch andere Menschen – und zeig mir meine Sünden. Ich möchte, dass meine Beziehung zu dir in Ordnung kommt und ebenfalls meine Beziehung zu meinen Mitmenschen. Ändere meinen Sinn und hilf mir zur Buße. Du bist in der Taufe zu mir gekommen. Ich möchte wie Zachäus dein Gastgeber sein: Komm und wohne in mir. Auch ich folge gerne deiner Einladung, wenn du zu deinem Tisch rufst. Rühre mich an und hilf mir, nach deinem Willen zu leben.



Die Autorin

Alrun Rehr, Jahrgang 1962, gehört zur St.-Petri-Gemeinde der Selbständigen Evangelisch Lutherischen Kirche (SELK) in Hannover. Vor einigen Jahren hat sie das Andachtsbuch „Luthers Wegweiser für jeden Tag“ (Hänssler-Verlag, 2011) und das Kinder-Andachtsbuch „Mein Kleiner Wegweiser“ (Verlag der Luth. Buchhandlung, 2013) herausgegeben. Auch ihr neues Werk „Gottestypen“ eignet sich für die persönliche Andacht. Die gelernte Krankenschwester lebt mit ihrer Familie in Hannover.